

Johanna Rieß

INTERNET IN NAIROBI, KENIA

Medienaneignung als Konstruktion

ENJOY DIGITAL LIFE

[transcript] Digitale Gesellschaft

Aus:

Johanna Rieß

Internet in Nairobi, Kenia

Medienaneignung als Konstruktion

April 2019, 318 S., kart.

39,99 € (DE), 978-3-8376-4684-9

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4684-3

Die »Erfindung« des Internets und die damit verbundene Digitalisierung galt als ein modernes Phänomen des globalen Nordens. Doch wie steht es um die weniger reichen Länder des Südens? Johanna Rieß untersucht, wie sich Nutzer_innen aus drei verschiedenen Internetcafés in Nairobi/Kenia das Internet aneignen und welche Einsichten sich über dieses Medium ergeben. Erzählt wird außerdem eine ausführliche Digitalisierungsgeschichte Kenias. Dabei zeigt sich, dass gängige Annahmen bezüglich einer digitalen Kluft zwischen Ländern des globalen Nordens und des globalen Südens längst nicht mehr zutreffen. Die interdisziplinäre Herangehensweise ermöglicht einen differenzierten Blick auf Mediennutzung in einer anderen Weltregion und steht für eine Internationalisierung der Medienwissenschaft.

Johanna Rieß, geb. 1979, ist als Projektmanagerin bei der Deutschen Welle Akademie sowie als Redakteurin und Medienanalytikerin tätig. Sie promovierte im Bereich Medienwissenschaft an der Bayreuth International Graduate School of African Studies (BIGS-AS) der Universität Bayreuth. Ihre Forschungsinteressen umfassen digitale Medien(geschichte), Mediennutzung, Medienentwicklungszusammenarbeit, städtische Räume sowie Wissenschafts- und Technologiestudien.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4684-9

Inhalt

- 1 Einleitung | 7**
- 2 Konzeptioneller Rahmen der Arbeit | 17**
 - 2.1 Verortung der Arbeit im Kontext der Mediennutzungsforschung | 17
 - 2.2 Ansatz der Arbeit | 28
 - 2.3 Zusammenfassende Bemerkungen | 49
- 3 Methodologie und Methoden | 51**
 - 3.1 Feldforschung und Erhebungsmethoden | 51
 - 3.2 Auswertung und Analyse der Forschungsdaten | 64
- 4 Internet- und Computergeschichte Kenias aus Perspektive der Theorie der sozialen Konstruktion von Technologie (SCOT) | 69**
 - 4.1 Die SCOT und ihre Grenzen für den Entwurf einer kenianischen Internet- und Computergeschichte | 69
 - 4.2 Internet- und Computergeschichte Kenias: Von politischer Anti-Haltung zur technoutopischen Vision | 71
 - 4.3 Zusammenfassung | 94
- 5 Phasen biographischer Aneignung von Internet- und Computertechnologie | 97**
 - 5.1 Phasen der Aneignung nach Hahn und Silverstone | 97
 - 5.2 Phasen der Internet- und Computeraneignung | 99
 - 5.3 Zusammenfassung und Folgerungen | 121
- 6 Internetcafés in Nairobi aus raumsoziologischer Perspektive | 123**
 - 6.1 Aspekte der Löw'schen Raumtheorie für die Beschreibung der Internetcafés als Räume | 125
 - 6.2 Internetcafés in Nairobi | 126
 - 6.3 Vergleichende raumsoziologische Analyse der Internetcafés als ungleiche Räume | 147
 - 6.4 Mobile Internetnutzung in Nairobi | 155

6.5 Zusammenfassung und Ausblick: Wirkliche Räume als
Kontextbedingungen der digitalen Aneignungsmodi | 159

7 Digitale Modi der Internetaneignung | 163

7.1 Zur Problematik der Bezeichnung des Internets
als virtueller Raum | 163

7.2 Digitale Modi als Aneignungsformen des Mediums Internet | 165

7.3 Politischer Modus | 167

7.4 Wirtschaftsmodus | 185

7.5 *Fakemodus* | 199

7.6 *Moralmodus* | 216

7.7 Informations- und (Aus)Bildungsmodus | 235

7.8 Globaler Modus | 248

7.9 Nutzergruppenübergreifende und
-spezifische Aneignungstendenzen | 257

8 Schlussbetrachtung | 263

9 Anhang | 271

9.1 Kurzprofile der Interviewpartner*innen aus den drei Internetcafés | 271

9.2 Kurzprofile der IKT-Expert*innen | 279

Literatur | 283

Abkürzungsverzeichnis | 313

Abbildungsverzeichnis | 315

1 Einleitung

„Quidquid recipitur ad modum recipientis recipitur.“

Was angeeignet wird, wird nach der Art und Weise des/der Aneignenden angeeignet.

*Thomas von Aquin*¹

DIGITALE MEDIEN IM ENTWICKLUNGSPOLITISCHE DISKURS: DAS PROBLEM DES *DIGITAL DIVIDE*

Während der Vorbereitungen für meine Forschung wurde ich oft mit der Frage konfrontiert, ob es in Kenia überhaupt Internet gäbe. Für viele westliche Beobachter scheint Internetnutzung gerade in einem Land wie Kenia nicht selbstverständlich zu sein. Als in unterschiedlichen Zeitungen berichtet wurde, viele Flüchtlinge, die aktuell nach Europa kämen, besäßen ein Handy bzw. ein Smartphone, schien dies für viele eine Überraschung zu sein (vgl. Meyer 2015: www.sueddeutsche.de). Die in diesem Beispiel von vielen „gefühlte“ digitale Kluft wurde lange Zeit (und wird teilweise immer noch) sowohl in entwicklungspolitischen als auch medialen² Diskursen reproduziert und verfestigt.³

1 Summa Theologica, Buch 1, quaestio 12, Artikel 4.

2 Lutz Mücke beschreibt in „Journalisten der Finsternis. Akteure, Strukturen und Potenziale deutscher Afrika-Berichterstattung“ (2009), wie stark die deutsche Afrikaberichterstattung aus unterschiedlichen Gründen durch eine meist einseitige Konstruktion des Afrikabildes gekennzeichnet ist. Dieses wird laut Mücke oft auf drei „Ks“ reduziert: Krieg, Krisen, Konflikte. Berichte über andere Themen, beispielsweise die in vielen afrikanischen Ländern rasch fortschreitende Digitalisierung, kommen so gut wie nicht vor.

3 Die Entwicklungen während des sogenannten „Arabischen Frühlings“ haben diese Vorurteile kurzfristig aufgeweicht (vgl. Rüther 2001: 25).

Digitale Medien spielen nicht nur in den Medienwissenschaften, sondern auch im entwicklungspolitischen Diskurs eine wichtige Rolle. Eine Arbeit, die sich mit digitalen Medien in Kenia beschäftigt, sollte auf diesen Diskurs Bezug nehmen. Die sogenannte Medienentwicklungszusammenarbeit (MEZ)⁴ ist ein Teilbereich der Entwicklungszusammenarbeit (EZ)⁵. Die Medien (hier vor allem die Massenmedien) waren und sind für die Entwicklungszusammenarbeit von Bedeutung, da sie Teil eines Demokratieversprechens sind. MEZ findet auf unterschiedlichen Ebenen statt, z. B. bei der Förderung und Ausbildung von Journalisten, der Verbesserung von rechtlichen Bedingungen, unter denen Medienschaffende in unterschiedlichen Ländern agieren oder auch der Evaluation und Beobachtung unterschiedlicher Medienlandschaften (vgl. Sickinger 2008). Im entwicklungspolitischen Diskurs stehen Medien für Meinungsfreiheit und werden als demokratiefördernd⁶ verstanden. Heutzutage sind es vor allem die sogenannten „neuen Medien“⁷, die neue demokratische aber auch andere entwicklungspolitische Impulse – etwa im Gesundheitssektor – versprechen.

-
- 4 Seit Ende der 1980er Jahre spricht man nicht mehr von Entwicklungshilfe, sondern von Entwicklungszusammenarbeit. Der Begriff der Entwicklungshilfe impliziert in gewisser Weise einen bevormundenden und hierarchischen Charakter, der Begriff der Entwicklungszusammenarbeit hingegen soll eine eher partnerschaftliche Beziehung der beteiligten Parteien zum Ausdruck bringen (vgl. Müller 1997: 166).
 - 5 An dieser Stelle steht Entwicklungszusammenarbeit für den gesamten *development aid*-Sektor der Länder des globalen Nordens, da in den jeweiligen EZ-Programmen der unterschiedlichen Länder das Thema Medienentwicklung eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielt.
 - 6 So werden z. B. bei kleineren EZ-Projekten spezielle Medieninhalte für Radio, Fernsehen usw. produziert und eingesetzt, um Erziehungs- und Aufklärungsziele auf einer individuellen Ebene zu erreichen. Die Entwicklungspolitik versucht aber auch, direkten Einfluss auf die Mediensysteme der Länder des globalen Südens zu nehmen, indem beispielsweise Journalist*innen nach westlichem Vorbild ausgebildet werden. Das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) setzt sich mit Medienentwicklung auf der Grundlage folgender Überzeugung auseinander: „Freie und unabhängige Medien, eine differenzierte und pluralistische Medienlandschaft sowie Meinungs- und Pressefreiheit sind essenzielle Bestandteile einer funktionierenden Demokratie. Medien spielen als Teil von Checks and Balances eine zentrale Rolle für die Demokratie und können zur Einforderung und Förderung der Menschenrechte beitragen.“ (BMZ 2012: www.engagement-weltweit.de)
 - 7 Der Begriff der „neuen Medien“, der in unterschiedlichen Zusammenhängen verwendet wird, ist unscharf, da jedem Medium anfangs etwas Neues zu eigen ist. So waren auch Radio und Fernsehen einst „neue Medien“. In meinen Augen ist das Neue an den „neuen

Das Thema „Digitale Medien“ fand ab den 1990er Jahren unter dem Schlagwort *digital divide*, im Deutschen als digitale Kluft oder digitale Spaltung bezeichnet, Eingang in die entwicklungspolitische Debatte. Die Idee einer digitalen Kluft geht zurück auf die Annahme einer durch die Massenmedien verursachten Wissenskluft innerhalb einer Gesellschaft. Philip J. Tichenor, George A. Donohue und Clarice N. Olien entwickelten an der Minnesota University in den 1970er Jahren folgende Definition einer Wissenskluft:

„As the infusion of mass media information into a social system increases, segments of the population with higher socioeconomic status tend to acquire this information at a faster rate than the lower status segments, so that the gap in knowledge between these segments tends to increase rather than decrease.“ (Tichenor/Donohue/Olien 1970: 159)

Die Definition der Wissenskluft besagt also, Bevölkerungsteile, die wirtschaftlich bessergestellt sind und/oder eine höhere Bildung haben, seien eher in der Lage, sich neue Technologien und die damit verbundenen Informationen anzueignen. Ärmere und ungebildete Bevölkerungsteile sind, nach dieser Aussage, bei der Aneignung von Medien benachteiligt. Diese Zusammenhänge gelten auch für die Aneignung digitaler Medien und deshalb spricht man in diesem Fall von einer digitalen Kluft. Die digitale Kluft beschreibt ein Phänomen das in den 90er Jahren sowohl für die Länder des globalen Südens als auch für die Länder des globalen Nordens galt, da in den Ländern des globalen Nordens die technische Infrastruktur und damit der Zugang zum Internet zu diesem Zeitpunkt innerhalb der Gesellschaften noch sehr ungleich verteilt war. In der Entwicklungspolitik wird der Begriff der digitalen Spaltung für die Beschreibung benachteiligter Länder des globalen Südens, im Gegensatz zu den Ländern des globalen Nordens, im Hinblick auf die Entwicklungen der digitalen Medien verwendet. Pippa Norris definiert die digitale Kluft (*digital divide*) folgendermaßen: „Most poorer societies, lagging far behind, plagued by multiple burdens of debt, disease, and ignorance, may join the digital world decades later and, in the long-term, may ultimately fail to catch up.“ (Norris 2001: 5) Das Thema der digitalen Kluft hat über die Jahrzehnte in der Entwicklungszusammenarbeit immer mehr an Popularität gewonnen. Heutzutage hat fast jede Entwicklungsorganisation das Thema digitale Medien auf ihrer Agenda stehen. Mark Graham bemerkt dazu:

Medien“ vor allem der Aspekt des Digitalen, weshalb ich den Begriff der digitalen Medien verwende (siehe auch den Abschnitt über Digitale Medien).

„Almost every major international development agency now has a programme to tackle the ‚digital divide‘ and every industrialized nation (as well as many in the global South) devotes significant resources to reversing domestic ‚digital divides.‘“ (Graham 2011: 213)

Die entwicklungspolitische digitale Spaltung wurde jedoch nicht hinsichtlich der ungleichen Aneignungsmöglichkeiten definiert, sondern hauptsächlich im Hinblick auf das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein von Technik bzw. Zugangsmöglichkeiten zu digitalen Medien, also auf technische Aspekte reduziert. Ein solches Verständnis der digitalen Kluft unterstellt, jeder habe die gleichen Möglichkeiten, digitale Medien zu nutzen, sobald für den Zugang gesorgt ist. Diese reduktionistische Konzeption von digitalen Medien erinnert an die Ursache-Wirkung-Diskussion hinsichtlich der Massenmedien, die in den Medienwissenschaften intensiv geführt wurde (vgl. Kap. 2). Ihr liegt die Logik zugrunde, das bloße Vorhandensein von Technik oder bestimmten entwicklungspolitisch relevanten Inhalten im Internet führe automatisch dazu, von den Nutzer*innen auch genutzt zu werden. Die Frage nach den Kompetenzen der Nutzer*innen und ihren Nutzungsgewohnheiten wird nicht gestellt.⁸ Ich möchte meine Untersuchung von diesem entwicklungspolitischen Kontext abheben und auch nicht das dort vorherrschende Konzept digitaler Medien verwenden. Diese Arbeit nimmt einen weitgehend erwartungsfreien Blick auf die Internet- und Computeraneignung in Nairobi ein, ohne nach dem entwicklungspolitisch relevanten Nutzen des Internets zu fragen. Es geht nicht darum herauszufinden, ob mit der Verbreitung des Internets erwünschte Entwicklungsziele erreicht werden und wie digitale Medien dabei „helfen“ können, sondern darum, kenianischen Nutzer*innen den Raum zu geben, ihre Erfahrungen mit dem Internet zu schildern. Auch Don Slater sieht Bedarf, das Verhältnis zwischen Nutzer*innen und (medialen) Objekten von einer entwicklungspolitisch geprägten Sichtweise zu lösen und neue Fragestellungen zu entwickeln:

8 In einem Impulspapier für die Medienentwicklungszusammenarbeit (MEZ) von 2015 werden die letzten 17 Jahre der MEZ reflektiert und bestimmte Grenzen bisheriger Annahmen hinsichtlich des Entwicklungspotenzials des Internets eingeräumt: „Das Internet ist nicht ohne weiteres geeignet, eins zu eins für Entwicklungszwecke genutzt zu werden: Das textbasierte Medium findet seine erste Grenze im Analphabetismus. Doch selbst wer lesen kann, versteht nicht ohne weiteres Englisch – die Sprache des überwiegenden Teils aller Internetseiten. Und schließlich sind selbst nützliche Inhalte nicht direkt übertragbar und verständlich im lokalen Kontext.“ (MEZ Experten 2015: www.engagement-weltweit.de)

„And it is recognition of this complexity and imaginative capability in people’s object relations that needs to be extended from northern digital culture to thinking new media in development and globalization, rather than continuing to try to settle, once and for all, what ICTs⁹ ‚really are‘ and how they can best be ‚used‘ by the people we deign to ‚help‘“ (Slater 2013: 10).

Erzählungen der digitalen Kluft sind immer Erzählungen der *Have* und *Have nots*, von Aktiven und Passiven, von Geber*innen und Empfänger*innen. Die Annahme einer digitalen Kluft erweckt die Vorstellung, diese Kluft sei eine Gegebenheit, die überwunden werden müsse. Eine Kluft lässt nur zwei Möglichkeiten zu: die Existenz einer Kluft oder ihrer entwicklungspolitisch (fremd-)ge-steuerten Überwindung; der Prozess des selbstbestimmten Wandels in den Ländern selbst kommt dabei nicht in den Blick. Die Arbeit möchte zeigen, dass gängige Annahmen bezüglich einer digitalen Spaltung zwischen den Ländern des globalen Nordens und des globalen Südens nicht mehr zutreffen. Differenziertere Betrachtungen sind notwendig. Bereits ein Blick auf statistische Daten verdeutlicht die enorme Entwicklung von Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) in Kenia. Hatten im Jahr 2007 nur 7 % (vgl. CCK 2008: 16) der Kenianer*innen die Möglichkeit das Internet zu nutzen, waren es 2015 bereits 69 % (CA 2015: 24). Ähnliches gilt für die Handy- bzw. Smartphonenuutzung. Hatten 2007 nur 30 % (vgl. CCK 2008: 4) der Kenianer*innen ein Handy bzw. Smartphone, waren es 2015 bereits 84 % (vgl. CA 2015: 9). Die Nutzung internetfähiger Telefone ist in diesem Zusammenhang besonders relevant, da die digitale Kluft früher unmittelbar an der Verbreitung von PCs und Festnetzanschlüssen abgelesen wurde.¹⁰ Die mobilen Nutzungsmöglichkeiten des Internets verwischen diese Linien und können statistisch nicht mit den bisherigen Kategorien erfasst werden.

Es lassen sich zudem unterschiedliche Entwicklungen im Hinblick auf die Internetverbreitung in den verschiedenen Ländern des afrikanischen Kontinents ausmachen. So weisen Länder wie Kenia (69 %), Nigeria (51,1 %), Südafrika (49 %) oder Ägypten (37 %) insgesamt eine deutlich intensivere Internetnutzung auf als Länder wie Eritrea (1 %), Kongo (3,8 %) oder Niger (2 %) (vgl. IWS 2015: www.internetworldstats.com). Es ist also nicht sachgemäß, weiterhin von einer digitalen Kluft zwischen Kontinenten zu sprechen, wenn nationalen Unterschieden keine Beachtung geschenkt wird. Weder auf der Makro-, noch auf der Mikroebene lässt sich von einer einzigen digitalen Kluft sprechen; vielmehr müsste die

9 Abkürzung für *Information and Communication Technologies*.

10 Last Moyo schreibt dazu: „[...] the Internet itself is capital-intensive and subsequently poorer people are kept in its fringes, because computers, modems, software and Internet Provider monthly subscriptions may not be affordable to them.“ (Moyo 2009: 127)

Rede von vielen unterschiedlichen digitalen Klüften sein, zwischen afrikanischen Ländern, aber auch innerhalb einzelner Länder, sowohl im Online- als auch Offline-Bereich (vgl. Graham 2011: 223). Durch die rasanten Veränderungen im Bereich der digitalen Medien müssten die digitalen Klüfte außerdem immer wieder neu auf ihre Aktualität hin überprüft werden. Und selbst wenn durch den statistischen Nachweis die millionenfache Nutzung des Internets per Computer oder Handy in afrikanischen Ländern¹¹ belegt ist und gängige Annahmen bezüglich einer digitalen Kluft in Frage gestellt werden, ist damit noch wenig über die tatsächliche Internetaneignung und ihre Kontextbedingungen ausgesagt.

Die Vorstellung einer digitalen Kluft hat vermutlich auch zu einer Marginalisierung des Untersuchungsfeldes in den Medienwissenschaften geführt. Gerade in der deutschsprachigen Medienwissenschaft gibt es kaum Auseinandersetzungen mit digitalen Medien in afrikanischen Ländern, da vorrangig der deutsche Kontext im Mittelpunkt steht. So gibt es zwar Arbeiten, die sich aus entwicklungspolitischer Perspektive mit Fragen nach IKT in Ländern des globalen Südens oder der digitalen Kluft beschäftigen (vgl. z. B. Dechent 2007, Matambalya/Wolf 2001); eine Auseinandersetzung mit digitalen Medien in Ländern des globalen Südens außerhalb eines entwicklungspolitischen Kontextes wurde jedoch bislang in erster Linie¹² der Ethnologie überlassen. Eine ethnologische Analyse gibt es beispielsweise von Jenna Burrell, die sich in ihrem Buch „Invisible Users“ mit Jugendlichen in Internetcafés im städtischen Ghana beschäftigt (vgl. Burrell 2012). Ihr geht es um die Internetcafés, Gerüchte über das Internet, aber auch um religiöse und institutionelle Aspekte der digitalen Medien. Burrell sieht die Internetcafés in erster Linie als Orte für junge benachteiligte Menschen, die sich mit der Technologie auseinandersetzen. Beeinflusst durch Daniel Miller und Don Slater (2000), wird bei ihr der Materialität der Technologie besondere Beachtung geschenkt, durch die das Exemplarische und Lokale der Internetnutzung in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Miller beschäftigt sich u.a. mit der Internetnutzung in Trinidad, indem er in „Das wilde Netzwerk“ sieben Porträts von Menschen (vgl. Miller 2012) darstellt, in deren Leben Facebook unterschiedliche Bedeutungen einnimmt. Damit grenzen sich Burrell und Miller von einer verallgemeinernden Konzeption des Internets als „globalem“ Medium und von den gängigen Erwartungen

11 Dies gilt selbstverständlich auch für die Länder des globalen Nordens.

12 Auch im Bereich der *Postcolonial Studies* wird das Konzept des *digital divide* kritisch hinterfragt. So nähert sich beispielsweise Hanna Hacker (2007) in „Norden. Süden. Cyberspace. Text und Technik gegen Ungleichheit“ einer globalen „Cybergeschichte“ an, lenkt den Blick auf widersprüchliche Aspekte des Nord-Süd-Verhältnisses und bezieht dabei verschiedene Akteur*innen wie Kirchen und lokale Akteur*innen in ihre Analyse mit ein.

an eine digitale Kluft ab und fragen nach den lokalen Nutzungsbedingungen bzw. -erfahrungen.

Wie Burrell und Miller geht auch diese Arbeit nicht von allgemeinen Erwartungen an eine „richtige“ Internetaneignung aus, sondern stellt die individuell-biographischen Aneignungskonstruktionen der Nutzer*innen in den Mittelpunkt, die durch geschichtliche und räumliche Aspekte ergänzt werden. Nicht nur die Betrachtung lokaler Aneignungsformen stellt die Vorstellungen einer digitalen Kluft in Frage, auch eine geschichtliche Verortung hilft, die als passiv konstruierten Akteur*innen als aktive Mitgestalter gesellschaftlichen Wandels zu erkennen. Wie bei Burrell sind in dieser Arbeit Internetcafés Ausgangspunkt der Forschung. Bei Burrell wird die Nutzung der Internetcafés als Indiz für Ungleichheit gewertet, da sich die Nutzer*innen im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Schichten keine privaten Zugangsmöglichkeiten leisten können. In dieser Arbeit ist Ungleichheit keine angenommene Größe, sondern eine empirische Frage. Die Räume der Internetcafés werden erst durch vergleichende raumtheoretische Überlegungen zu Markern gesellschaftlicher Ungleichheit, da nicht die Internetcafénutzung selbst als Marker für Ungleichheit gesehen wird, sondern die Ausdifferenzierungen und Funktionen der Internetcafés in verschiedenen Stadtteilen analysiert werden. Ungleichheit wird damit zu einer empirischen Frage.

FORSCHUNGSANSATZ DIESER ARBEIT

Diese Arbeit beschäftigt sich aus einer interdisziplinären Perspektive mit dem Phänomen Internet in Nairobi/Kenia. Die zentrale Fragestellung lautet: Wie eignen sich Internetnutzer*innen aus drei unterschiedlichen Internetcafés das Internet in Nairobi an (und welches Medium Internet wird daraus erkennbar)? Hinter dieser Fragestellung steht das Konzept einer konstruktivistisch verstandenen Medien- bzw. Internetaneignung. Dabei werden die Konstruktionen bzw. Interpretationen nairobiischer Nutzer*innen, die sich diese im Laufe ihres Lebens in Auseinandersetzung mit Internet und Computer angeeignet haben, in Hinblick auf ihr Wie und weniger auf ihr Was hinterfragt. Da diese Medienaneignungen jedoch nicht als statisch aufgefasst werden können, sondern als sich im Leben der Nutzer*innen verändernd, werden sowohl biographische Aneignungskonstruktionen in Phasen (vgl. Kap. 5) als auch aktuelle Aneignungskonstruktionen in Form von Modi dargestellt (vgl. Kap. 7). Eine so verstandene Aneignung unterscheidet sich von einer ethnologisch verstandenen Aneignung (vgl. Kap. 2.2.2) dadurch, dass nicht die sich verändernden Interaktionen zwischen Mensch und Objekt im Zentrum der Untersuchung stehen, sondern die (biographischen) Veränderungen der Nutzerkon-

struktionen durch Medien und deren Inhalte. Um die individuell-biographischen Aneignungsprozesse der Internetnutzer*innen umfassender verstehen zu können, werden sie durch geschichtliche und räumliche Aspekte kontextualisiert. Ausgangspunkt der Forschung sind drei Internetcafés in drei unterschiedlichen Stadtvierteln Nairobis: Das NGA Trick Cyber in Mathare (eine sogenannte Slumgegend bzw. eher ein Unterschichtviertel), der Easy Surf Internet Shop in Westlands (ein Businessviertel bzw. eine Mittel- und Oberschichtsgegend) und das Speed Wave Cyber im City Center (das zentrale Businessviertel, sozial eher heterogen). Durch die Verortung der Internetnutzer*innen in den drei Internetcafés, spielen die Internetcafés auch als Räume für die Analyse eine wichtige Rolle. Die Raumbeschreibungen und –analysen sind durch die Raumtheorie Martina Löws inspiriert (vgl. Kap. 6). Die individuell-biographischen Internetaneignungskonstruktionen der Nutzer*innen werden nicht nur in punktueller, sondern auch in geschichtlicher Perspektive betrachtet.

Da das Forschungsfeld der digitalen Medien durch rasante Entwicklungen ständigen Veränderungen unterworfen ist, ist jede Untersuchung zum Thema Internet und Computer ist nach kürzester Zeit nicht mehr aktuell. Dies gilt auch für diese Arbeit. Doch kann das Argument der Kurzfristigkeit im Hinblick auf Gültigkeit bzw. Aktualität kein Argument sein, diese Phänomene nicht zu untersuchen; denn nur durch das Festhalten einzelner Zeitspannen können Phasen rasanter Umbrüche und Veränderungen langfristig verstanden und nachvollzogen werden. Das Erzählen einer Internet- und Computergeschichte ermöglicht es, Veränderungspotenziale des Untersuchungsgegenstandes offenzulegen, biographische und aktuelle Aneignungskonstruktionen zu kontextualisieren und geschichtslose Annahmen wie der einer digitalen Kluft in Frage zu stellen. Dabei liegt der Fokus durch die *Social Construction of Technology* (SCOT), auf Deutsch die soziale Konstruktion von Technologie, auf den Gruppen der sozialen Akteur*innen, die am digitalen Wandel in Kenia beteiligt waren (vgl. Kap. 4). Die SCOT ermöglicht einen neuen Blick auf die am Technikwandel beteiligten Akteur*innen. Indem Technikgeschichte auf diese Weise kontextualisiert wird, wird eine technikzentrierte und lineare Technikgeschichtsschreibung kritisch hinterfragt.

Die Arbeit versucht auf diese Weise, vielfältige Perspektiven auf das Thema Internetaneignung in Nairobi/Kenia zu werfen. Die dafür erforderlichen Methoden, sind durch ein medienethnologisches Grundverständnis geprägt. Die während der insgesamt zehn Monate dauernden Feldforschungsaufenthalte (Januar bis März 2012, Januar bis Juni 2013 und September 2015) gesammelten Daten basieren auf teilnehmender Beobachtung, problemzentrierten Interviews, Experteninterviews und aus verschiedenen Archiven stammenden Zeitungsartikeln. Sowohl die Raumtheorie Martina Löws als auch die SCOT werden bei der Auswertung

der Daten instrumentell eingesetzt, um die Beobachtungen in den Internetcafés und die gesammelten Zeitungsartikel zu strukturieren und zu analysieren (vgl. Kap. 3).

AUFBAU DER ARBEIT

Nach der *Einleitung* in Kapitel 1 wird in Kapitel 2 der *Konzeptionelle Rahmen der Arbeit* vorgestellt. Im Anschluss an eine Einordnung der Studie in die Mediennutzungsforschung setze ich mich mit dem Konzept der Medienaneignung auseinander und entwickle das Konzept einer konstruktivistisch verstandenen Medienaneignung. Dem folgt eine Auseinandersetzung mit einem ethnologischen Aneignungsbegriff und der Idee, den Aneignungsprozess in Phasen zu unterteilen. Da die Internetcafés als Räume der Internetaneignung von entscheidender Bedeutung sind, werden dazu raumsoziologische Überlegungen angestellt. Um lineare und technikzentrierte Darstellungen von Technikgeschichte in Frage zu stellen und für kontext- und akteursbezogene Erzählungen zu plädieren, stelle ich die soziale Konstruktion von Technologie (SCOT) dar. In Kapitel 3 *Methodologie und Methoden* geht es um Selbstreflexionen zu mir als Beobachtende, den Forschungsstil der *Grounded Theory*, das Zustandekommen des Forschungssettings, die Erhebungsmethoden und die Auswertung der Daten. Kapitel 4 *Internet- und Computergeschichte Kenias aus Perspektive der sozialen Konstruktion von Technologie (SCOT)* befasst sich mit der Darstellung der Internet- und Computergeschichte Kenias, die mit Hilfe der SCOT auf unterschiedliche soziale Gruppen abhebt, die beim digitalen Wandel eine besondere Rolle gespielt haben. In Kapitel 5 *Phasen biographischer Aneignung von Computer- und Internettechnologie* geht es um biographische Aspekte der Aneignungskonstruktionen der Nutzer*innen, die in verschiedene Aneignungsphasen unterteilt werden. In Kapitel 6 *Internetcafés in Nairobi aus raumsoziologischer Perspektive* gehe ich auf die Stadt Nairobi und die Internetcafés ein. Die Beschreibungen und vergleichenden Analysen der Internetcafés finden auf unterschiedlichen Ebenen raumkonstituierender Aspekte statt, die durch die Raumtheorie Martina Löws beeinflusst sind. In Kapitel 7 *Digitale Modi der Internetaneignung* wird die Bezeichnung des Internets als „virtueller Raum“ in Frage gestellt und alternativ ein Modusbegriff entworfen, um die Internetaneignungsformen der Nutzer*innen beschreiben zu können. Aus den Aneignungskonstruktionen der Interviewpartner*innen werden sechs zentrale Internetaeignungsmodi als Kategorien entwickelt. Im *Politischen Modus* geht es um die Aneignung des Internets, im Besonderen von Facebook, am Beispiel der Wahl 2013. Nach der *Post Election Violence 2007/2008* wurde alles dafür getan, um

Ausschreitungen bei der Wahl 2013 zu verhindern. Ethnische Konflikte verlagerten sich dann allerdings auf *social media*-Plattformen wie Facebook. Der *Wirtschaftsmodus* befasst sich mit den Erwartungen der Nutzer*innen, durch das Internet einen Job zu finden oder Geld zu verdienen. Dabei ist vor allem der Aspekt der von den Nutzer*innen vermuteten Potenziale des Internets relevant. Der *Fakemodus* beschäftigt sich mit der Frage nach Vertrauen in Zeiten des Internets. Die Nutzer*innen entwickelten unterschiedliche Strategien, um mit den Anonymisierungsmöglichkeiten des Internets in einer von Misstrauen geprägten Gesellschaft umzugehen. Pornographie und Homosexualität im *Moralmodus* waren in der kenianischen Gesellschaft Tabuthemen und wurden prinzipiell abgelehnt. Es stellt sich die Frage, welche moralischen Konstruktionen bezüglich dieser Themen mit Bezug auf das Internet artikuliert werden. Der *Informations- und (Aus)Bildungsmodus* stellt Aneignungskonstruktionen zu den Themen Umgang mit Informationen und Nutzung von (Aus)Bildungsmöglichkeiten dar. Im *Globalen Modus* geht es nicht um Globalität als Kennzeichen des Internets, sondern um die Frage, wie die Nutzer*innen durch Versuche, Kenia zu verlassen (Migrations-Versuche) oder ein globales Publikum zu finden, Globalität konstruieren. In *Nutzergruppenübergreifende und -spezifische Aneignungstendenzen* wird das Modi-Kapitel zusammengefasst, indem ich über Aneignungstendenzen der drei Gruppen aus den Internetcafés reflektiere. Im Kapitel *Schlussbetrachtung* werden die Ergebnisse der Arbeit reflektiert und Aspekte der Besonderheit des Internets im kenianischen Kontext herausgearbeitet. Zudem wird der Versuch unternommen, den Aneignungsbegriff theoretisch weiterzudenken. Abschließend werden Ideen für eine durch die digitalen Modi inspirierte nutzerzentrierte Internetutopie entwickelt und ein Ausblick auf weitere Forschungsfelder gegeben.

2 Konzeptioneller Rahmen der Arbeit

Das Besondere des konzeptionellen Rahmens dieser Arbeit besteht in seiner Interdisziplinarität. Er führt drei unterschiedliche Ansätze zusammen: Das Konzept eines konstruktivistisch verstandenen Aneignungsbegriffs, die soziale Konstruktion von Technologie (SCOT) und raumtheoretische Überlegungen, die durch die Raumtheorie Martina Löws inspiriert sind. Ihre Begründung liegt in der Notwendigkeit, unterschiedliche Forschungsdaten adäquat zu analysieren (vgl. Kap. 3). Dabei werden die drei Ansätze bzw. inhaltlichen Aspekte nicht beziehungslos nebeneinandergestellt, vielmehr hängen sie auf vielfältige Weise zusammen und sind eng vernetzt, weil sie ihre Relevanz nicht aus theoretischen Überlegungen, sondern aus einer gemeinsamen empirischen Basis ziehen. Bevor ich den konzeptionellen Rahmen näher darstelle, möchte ich die Arbeit im Bereich der Mediennutzungsforschung verorten.

2.1 VERORTUNG DER ARBEIT IM KONTEXT DER MEDIENNUTZUNGSFORSCHUNG

2.1.1 Massenmedien und Kommunikation

Zentrale Themen der Medienwissenschaft waren lange Zeit (und sind bis heute) die sogenannten Massenmedien und die damit verbundene Massenkommunikation. Massenkommunikation zeichnet sich dadurch aus, dass sie losgelöst von direkter menschlicher Kommunikation bzw. Face-to-Face-Kommunikation stattfindet und das mittels technischer Hilfsmittel, der sogenannten Massenmedien (vgl. Sutter 2010). Gemäß der Definition von Massenkommunikation werden Inhalte an eine breite Masse vermittelt und die Rezipient*innen haben keine Möglichkeiten, mit den Kommunikationsproduzenten zu interagieren. Die Verbreitung von Kommunikation durch technische Mittel ist nach Luhmann der Grund,

warum ein System, wie das der Massenmedien, überhaupt entstehen konnte. Entscheidend ist, „dass keine Interaktion unter Anwesenden zwischen Sender und Empfänger stattfinden kann“ (Luhmann 2004: 11). Anfangs standen bei der Beschäftigung mit Massenmedien meist quantitative Interessen im Vordergrund, z. B. die Quotenfrage beim Fernsehen oder die Auflagenhöhe von Zeitungen. Im Hinblick auf mögliche Wirkungen auf die Rezipient*innen wurden oft inhaltsanalytische und quantitative Methoden angewandt und die Medienwirkung mit einfachen Reiz-Reaktions-Schemata erklärt; ein Vorgehen, das den methodischen Radius der Medien- und Kommunikationswissenschaft gleichzeitig beeinflusste und beschränkte (vgl. Ayaß 2006: 42). Seit den 1980er Jahren hat sich mit dem sogenannten *qualitative turn* die Fragestellung jedoch nach und nach verändert.¹ Sie lautet nicht mehr „Was machen die Medien mit den Menschen?“, sondern „Was machen die Menschen mit den Medien?“ (vgl. Jäckel 2011: 90). Michael Real (1996) beschreibt diese Veränderung in der Medienwissenschaft als

„[...] shifted away from a focus on one obvious mass medium, television, coming from ‚out there‘ to affect us, toward examining a range of media that we enter into our daily life, a shift from sociological mass communications to personal media experience“ (Real 1996: XIII).

Ivo Ritzer beschreibt das Verhältnis zwischen Medien und Nutzer*innen in analoger Weise folgendermaßen:

„[...] media’s effects are not regarded as a mere manipulation of individuals, but rather as a productive, meaningful encounter between an individual and the representation of her/his social world“ (Ritzer 2015: 458).

Wenn man sich mit Medien und ihren Rezipient*innen auseinandersetzen möchte, ist es angebracht, sich mit dem Begriff der Kommunikation zu beschäftigen. Um Annahmen einer 1:1-Übertragung von Informationen theoretisch etwas entgegenzusetzen, möchte ich auf die Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation in der Systemtheorie Niklas Luhmanns eingehen. Kommunikation ist, betrachtet man die Einzelsektionen von Kommunikation, recht unsicher. Die Sektionen der Kommunikation in der Systemtheorie bestehen aus Information, Mitteilen und Verstehen. So erscheint schon allein die Selektion einer Information als unwahr-

1 Für Ayaß sind die Anfänge der Medienforschung nicht rein quantitativ geprägt, sondern auch qualitativ. Sie führt u.a. Klassiker wie Max Weber, die Chicagoer Schule oder auch Paul Lazarsfeld für diese qualitative Tradition der Medienforschung an (vgl. Ayaß 2006).

scheinlich, denn warum sollte die eine und nicht eine andere Information ausgewählt werden? Noch schwieriger bzw. unwahrscheinlicher wird es, wenn man die Selektionen von Information und Mitteilung betrachtet. Warum sollte eine bestimmte Information für die Mitteilung ausgewählt werden und warum sollte überhaupt etwas mitgeteilt werden? Schließlich: Warum sollte jemand seine Aufmerksamkeit auf eine Mitteilung richten, versuchen das Mitgeteilte zu verstehen und sein Verhalten darauf abstimmen? (Vgl. Luhmann 1997: 190 ff.) „Wenn schon die einzelnen Komponenten der Kommunikation für sich genommen unwahrscheinlich sind, ist es ihre Synthese erst recht.“ (ebd.: 191) Keine der drei Komponenten kann also für sich alleine Kommunikation bewirken. Verstehen wird dabei aus der Differenz von Information und Mitteilung gewonnen.² Demnach darf Kommunikation nicht im herkömmlichen Sender-Empfänger-Modell gedacht werden, da alles, was der Adressat entgegennimmt oder auch nicht, eine Offerte bzw. eine Irritation ist. Daten werden immer erst vom System auf ihre Relevanz hin geprüft. Das heißt, der Adressat entscheidet darüber, was bei ihm ankommt und ob aus zunächst einfachen Daten, Informationen werden. Es wird deutlich, dass die Vorstellung von einfacher Übertragung von Kommunikation oder dem Herstellen von Gemeinsamkeiten durch diese Definition von Kommunikation nicht haltbar ist. Wie können sich Individuen unterschiedlichster Herkunft, getrennt durch andersartige Vorstellungen und Empfindungen, also überhaupt verstehen? Wie erregen sie Aufmerksamkeit beim Anderen und was garantiert, dass sie auch tatsächlich Erfolg mit ihrer Kommunikation haben? Luhmanns Antwort darauf lautet:

„Diejenigen evolutionären Errungenschaften, die an jenen Bruchstellen der Kommunikation ansetzen und funktionsgenau dazu dienen, Unwahrscheinliches in Wahrscheinliches zu transformieren, wollen wir Medien nennen.“ (Luhmann 1984: 220)

Bei den Strukturen und Mechanismen, welche die Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation in Wahrscheinlichkeit transformieren sollen, handelt es sich also, Luhmanns Erkenntnis nach, um Kommunikationsmedien. Er unterscheidet drei verschiedene Arten von Medien. Zum einen Sprache (als Medium für Zeichengebrauch), zum anderen Verbreitungsmedien wie Schrift, Druck oder Funk und zum Dritten symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien (z. B. Recht, Wahrheit, Macht, Liebe etc.). Letztgenannte dienen den funktional ausdifferenzierten Teilsystemen der Gesellschaft als Grundlage für die Erstellung spezifischer Codes und erhöhen auf beträchtliche Weise die Erfolgswahrscheinlichkeit von Kommunikationen. So ist beispielsweise das Geld als Medium des Wirtschaftssystems nahezu

2 Dabei schließt Verstehen immer Missverstehen mit ein. Um etwas missverstehen zu können, muss bereits etwas verstanden worden sein.

überall auf der Welt als solches anerkannt. Derartige Medien schaffen Erwartungssicherheiten. So kann man annehmen, die Frühstücksbrötchen auch ausgehändigt zu bekommen, sobald man für sie bezahlt hat. Dabei ist es nicht notwendig, die Verkäuferin persönlich zu kennen – das Geld allein schafft eine Grundlage wechselseitiger Annahmehbereitschaft. Kommunikation organisiert die Gesellschaft. Zu den Medien gehören ferner die Verbreitungsmedien (hier auch Massenmedien), die ebenfalls unbestimmt bestimmbar Möglichkeiten der Kommunikation ermöglichen, indem bestimmte Aussagen mittels der Medien Sprache oder/und Bild für einen unbestimmten Kreis von Adressaten formbar werden. Luhmanns Definition von Kommunikation ist für diese Arbeit fruchtbar, da sie nicht beim Medium als solchem stehen bleibt, sondern die Rezipient*innen durch den Prozess des Verstehens miteinbezieht. Kommunikation ist bei Luhmann also kein einseitiger Prozess, vielmehr wird die Empfänger*innen immer mitgedacht.

In diesem Sinne verstehe ich meine Arbeit als medienwissenschaftliche Arbeit, die sich kommunikationswissenschaftlichen Fragen öffnet. Während im anglophonen Raum im Allgemeinen von *Media and Communication Studies* die Rede ist, wird im deutschsprachigen Raum zwischen Medien- und Kommunikationswissenschaft unterschieden. Diese Unterscheidung ist als Versuch von Seiten der Medienwissenschaft zu verstehen, sich von einer überwiegend empirisch ausgerichteten und durch die Sozialwissenschaften beeinflussten Kommunikationswissenschaft abzugrenzen, einen stärker theoretischen Anspruch zugrunde zu legen und eine eigene Disziplinidentität zu entwickeln. Die Medienwissenschaft hat inzwischen jedoch ein breiteres fachliches Profil herausgebildet und kann nicht als homogene Fachrichtung verstanden werden. Bei einigen Fragestellungen, gerade im Bereich der empirischen Forschung, aber auch bei der Auseinandersetzung mit Theorien, lassen sich gewisse Überschneidungen mit der Kommunikationswissenschaft ausmachen. In diesem Sinne ist die Arbeit in einem medienwissenschaftlichen Kontext verortet, sie weist jedoch auch Bezüge zu kommunikationswissenschaftlichen Fragestellungen auf, weshalb ich im Folgenden von einer medienkommunikationswissenschaftlichen Arbeit sprechen werde. Dabei steht nicht in erster Linie das Medium (hier das Internet), sondern der Kommunikationsaspekt des Verstehens im Mittelpunkt. Das Medium selbst entsteht in konstruktivistischer Perspektive erst durch die Aneignungsformen der Nutzer*innen und wird so als Medium erkennbar.

Die Mediennutzungsforschung

Im Bereich der Medienwissenschaft³ hat sich ab den 1960er Jahren in Deutschland ein Forschungsbereich etabliert, der sich explizit mit den Nutzer*innen der (Massen-)Medien auseinandersetzt und sich für die Nutzerperspektive interessiert, die sogenannte Mediennutzungsforschung. Nach Wolfgang Schweiger lassen sich in der Mediennutzungsforschung drei Perspektiven unterscheiden: die funktionale, die prozessuale und die strukturelle (vgl. Schweiger 2007). Bei der funktionalen Perspektive, z. B. dem *Uses-and-Gratifications-Ansatz*⁴, stehen Fragen nach Motiven individueller Mediennutzung im Mittelpunkt. In der prozessualen Perspektive, der sich einige rezeptionsorientierte Ansätze zuordnen lassen, wird Mediennutzung als Prozess verstanden und in situativen Kontexten untersucht. In struktureller⁵ Perspektive, wie den *cultural studies*, werden u.a. die gesellschaftlichen Rahmen- und Kontextbedingungen⁶, in denen sich Mediennutzung vollzieht, in den Blick⁷ genommen. Gemeinsam ist diesen Ansätzen⁸ die Einsicht: Nicht „eine

-
- 3 Streng genommen müsste man für die damalige Zeit von Kommunikations- bzw. Publizistikwissenschaft sprechen, da sich die heutige Medienwissenschaft noch nicht als solche etabliert hatte.
 - 4 Der *Uses-and-Gratifications-Ansatz* (dt. Nutzen- und Belohnungsansatz) ist ein motivationaler Ansatz, der zu erklären sucht, warum sich Nutzer*innen bestimmten Medienangeboten zuwenden. Medien werden entsprechend bestimmter Bedürfnisse genutzt, doch der „Rezipient bleibt in der Erfüllung von Bedürfnissen an Vorgaben gebunden, auf die er in der Regel nur einen sehr begrenzten Einfluss hat.“ (Jäckel 2011a: 91)
 - 5 Der Begriff der strukturellen Perspektive scheint mir nicht gut gewählt, da beispielsweise bei der Analyse von Medienaneignungen zwar strukturelle bzw. kontextabhängige Aspekte in den Blick kommen, diese jedoch gleichzeitig z. B. durch wissenssoziologische oder handlungstheoretische Konzeptionen von der „Struktur der Medien“ befreit werden.
 - 6 Überträgt man diese Perspektiven auf diese Arbeit, ist ihr Ansatz der strukturellen Perspektive zuzuordnen, da neben der Frage nach individuellen Rezipienteneigenschaften und individuell-biographischen Medienaneignungen auch Kontextbedingungen in den Blick kommen.
 - 7 Udo Göttlich kritisiert die funktionale Konzeption von individueller Mediennutzung, da sie seiner Meinung nach immer noch implizit von einer utilitaristischen Zwecksetzung der Mediennutzung ausgeht (vgl. Göttlich 2006: 17) und plädiert für ein handlungstheoretisches Verständnis von Medienaneignung, das die Kreativität im Umgang mit Medienangeboten in den Blick nimmt.
 - 8 Klaus Bruhn Jensen und Karl Eric Rosengren identifizieren hingegen fünf Forschungstraditionen, die sich mit den Nutzer*innen beschäftigen: „(1) Effect research, (2) Uses and gratification, (3) Literary criticism, (4) Cultural studies, (5) Reception studies“

Masse“ wird von den Massenmedien beeinflusst, es handelt sich vielmehr um ausdifferenzierte Gruppierungen bzw. Individuen, die das Medienangebot nach ihren Präferenzen nutzen (vgl. Jensen 1990: 218). Standen anfangs Fragen nach den Medienwirkungen im Mittelpunkt des Interesses, lösten sich spätere Ansätze mehr und mehr von feststehenden Medieninterpretationen ab und wandten sich mehr individualisierten Mediennutzungs- und -aneignungsprozessen in vor allem handlungstheoretisch geprägter Perspektive (vgl. Göttlich 2006) zu. Die Entwicklung führte weg von funktionalen hin zu prozessualen und strukturellen Perspektiven. Es lassen sich also unterschiedliche Annahmen darübereinander machen, wie das Verhältnis zwischen Medien und Nutzer*innen zu verstehen bzw. zu untersuchen ist und welche Freiheiten und Bedürfnisse die Nutzer*innen im Hinblick auf die Medienangebote haben bzw. welche Aspekte für das Verstehen von Mediennutzung relevant sind. Die von Schweiger als strukturell bezeichneten Perspektiven, die auch für diese Arbeit relevant sind, ermöglichen eine Forschung, die sich nicht nur auf das unmittelbare Medium-Nutzer*innen-Verhältnis beschränkt und nach Erklärungen oder Prognosen sucht, sondern u.a. durch Beschreibung von Kontextbedingungen ein vertieftes Verstehen der Mediennutzung zulässt. Vor allem ethnographisch ausgerichtete Arbeiten zeichnen sich dadurch aus, verstehende, rekonstruktive und kontextbezogene Perspektiven auf Medien und Nutzer*innen zu entwickeln.⁹

„Medienethnographien [...] sind Ethnographien über Menschen, die Medien nutzen, konsumieren, distribuieren oder produzieren. Im Vordergrund stehen dabei nicht unbedingt die Medien selbst. Mindestens ebenso relevant ist deren Integration in Alltäglichkeit und deren Einbettung in soziokulturelle Welten.“ (Bachmann 2006: 187)

Obwohl zweifellos Mediennutzer*innen auf die eine oder andere Weise durch Medieninhalte geprägt werden, lässt sich nicht ohne weiteres sagen, warum bestimmte Inhalte für die Nutzer*innen von Bedeutung sind und wie ihre jeweiligen Interpretationen aussehen. Die interpretativen Aktivitäten, hier Medienaneignungen, der Nutzer*innen können am besten verstanden werden, indem der Kontext

(Jensen 1990: 208). Diese Aufzählung weist auf unterschiedliche Forschungstraditionen im englischsprachigen Raum hin.

- 9 Paul Hodkinson beschreibt die positiven Aspekte der Ethnographie für die Medienforschung: „In focusing the microscope squarely on the complex ways in which people use and understand media as part of their existing social backgrounds and contexts, ethnographies [...] shift attention away from the notion of media users as receivers who are passively influenced or affected by media to a greater or lesser degree.“ (Hodkinson 2011: 99)

ihrer Mediennutzung, aber auch biographische Aspekte, in die Untersuchung miteinbezogen werden. Indem so die Umstände der Mediennutzung genauer in den Blick kommen, wird ein vertieftes Verstehen von Medienaneignung ermöglicht.

Während in der oben angesprochenen Nutzungsforschung in erster Linie Massenmedien wie Filme, Fernsehen, Radio oder Zeitungen im Fokus stehen, stehen in der folgenden Arbeit die sogenannten digitalen Medien¹⁰, spezieller das Internet, im Mittelpunkt. Dabei geht es vor allem um die Interpretationen und Konstruktionen der Internetnutzer*innen, die hier als Medienaneignung konzipiert werden. In Bezug auf das Internet muss der Aneignungsbegriff allerdings weitergedacht werden.

2.1.2 Die digitalen Medien

Das Internet und Phänomene wie soziale Medien werden meist unter dem Begriff der neuen Medien subsumiert. Dieser Begriff ist meiner Meinung nach irreführend, da jedes Medium einmal ein neues Medium war. Wenn ich in dieser Arbeit vom Internet spreche, möchte ich dieses allerdings als digitales Medium verstanden wissen. Digitale Medien weisen durch den Begriff des Digitalen auf eine neue technische Qualität der Medien hin, nämlich digital zu sein und durch die Binärzahlen 0 und 1 dargestellt zu werden. Das Internet ist ein Datennetz von Millionen miteinander verbundenen *Computer Devices*, die einen Standard für das Senden von binären Daten ermöglichen. Das Internet bietet gewissermaßen die Infrastruktur für digitale Medien. Dabei werden u.a. klassische Medien wie Zeitungen, Radio, Fernsehen usw. als digitale Medien im Internet zur Verfügung gestellt.

Mit den digitalen Medien sind neue Herausforderungen für die Forschung entstanden. Inhalte und Nutzungsmöglichkeiten digitaler Medien bieten der Forschung viele neue Felder und machen es notwendig, innovative Methoden und Konzepte zu entwickeln, um den rasanten Veränderungen in diesem Bereich gerecht zu werden.

Auch die Frage hinsichtlich des Verhältnisses von Medium und Nutzer*innen muss in diesem Zusammenhang neu gestellt werden. Mit dem Internet ist beispielsweise der Begriff der „Interaktivität“ (vgl. Bieber 2004) in der medien- und kommunikationswissenschaftlichen Diskussion aufgetaucht. Das Internet über-

10 Denkt man digitale Medien (hier das Internet) und Kommunikation zusammen, könnte man das Zusammentreffen von Nutzer*innen und Internet auch folgendermaßen verstehen: Das Internet stellt Informationen zur Verfügung, die durch unterschiedliche Medienangebote mitgeteilt werden. Die Nutzer*innen wiederum selektieren ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend Mitteilungen aus, die dann von ihnen auf ihre Weise verstanden werden.

nimmt die Funktionen von Massenmedien, gleichzeitig wird das Konzept der Abwesenheit von Interaktionsmöglichkeiten bei Massenkommunikation¹¹ durch neue Kommunikationsmöglichkeiten hinfällig. Die internetbasierten digitalen Medien eröffnen neue Formen der Kommunikation zwischen Internetnutzer*innen. Das Internet kann als eine Art „Hybridmedium“ (vgl. Beck 2006: 24) betrachtet werden, da es sowohl Massen- als auch Individualkommunikation möglich macht. Die neuen Möglichkeiten der Interaktion durch digitale Medien hatten allerdings noch nicht zur Folge, dass die Nutzer*innenperspektive auch in wissenschaftlichen Untersuchungen mehr Beachtung fanden. So wurde das Internet anfangs in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der Virtualität analysiert (vgl. Featherstone 1995, Turkle 1995). Kein anderer Aspekt hat die Diskussion um das Internet derartig nachhaltig angestoßen und geprägt. Ines Braune kritisiert am Konzept der Virtualität: „Viele Arbeiten analysieren die neu entstandenen Möglichkeiten des Cyberspace und der Online-Communities losgelöst vom realen Leben der Beteiligten.“ (Braune 2008: 57) Die Unterscheidungen „virtuell – real“ und „online – offline“ haben dazu beigetragen, das Internet in den Untersuchungen immer stärker vom wirklichen Leben der Nutzer*innen¹² zu entkoppeln. Eine solche Vorgehensweise greift jedoch zu kurz. Die Gesellschaft löst sich nicht in eine Hyperrealität (vgl. Baudrillard 1978) auf, mutiert nicht in eine virtuelle Gesellschaft (vgl. Bühl 1997) und wird auch nicht zu einer Cybersociety (vgl. Jones 1998).

Neben der Virtualität ist in der anfänglichen Diskussion um das Internet auch eine utopische Erwartungshaltung an neue Möglichkeitsräume zu erkennen, die vor allem durch die *Californian Ideology* geprägt ist. Obwohl als Ideologie bezeichnet, handelt es sich eher um eine Utopie¹³, die später als Ideologie bezeichnet

11 Es gab auch bei den klassischen Massenmedien Interaktionsmöglichkeiten wie Leserbriefe oder Call-ins bei Radiosendungen und Fernsehshows.

12 Auch in der Ethnologie gibt es inzwischen Ansätze einer sogenannten Online-Ethnographie oder auch *Virtual Ethnography* (vgl. Hine 2000, Robinson/Schulz 2011, Murthy 2011, Domínguez/Beaulieu/Estalella 2007), die sich in erster Linie mit Online-Aktivitäten beschäftigt und bei der Offline-Kontexte nicht zwangsläufig eine Rolle spielen.

13 „Die Utopie bezieht sich auf ein die unvollkommene Gegenwart überwindendes Zukunftsbild; die Ideologie bezieht sich auf die Gestaltung der Gegenwart durch Verwirklichung bestimmter Interessen. [...] Beide sind realitätsfremd: Die Utopie, weil es keine absolut vollkommene Zukunft gibt; die Ideologie, weil die konstruierte Interessensmotivation nicht mit der Wirklichkeit des Verhaltens übereinstimmt. Beide richten sich auf Nicht-Wirkliches oder Noch-nicht-Wirkliches.“ (Ermecke 1969: 266f.) Die Visionen, die mit den digitalen Medien verbunden waren bzw. sind, beziehen sich meines Erachtens

wurde. Diese in den 90er Jahren in den USA entstandene Strömung steht für eine Auseinandersetzung mit den als utopisch konstruierten Möglichkeiten digitaler Medien und war durch das kapitalistische Wirtschaftssystem, aber auch durch die Hippiebewegung beeinflusst. Die *Californian Ideology* beschwor im Internet neue Möglichkeiten von Identitätsentwicklungen und politischer Partizipation herauf. „In the rhetoric of these discourses, work and organizations will be transformed, education upturned, democracies revitalised, and community life resurrected.“ (Howcraft/Fitzgerald 1998: 3) Das Internet lud und lädt durch seine Eröffnung von neuen unbekanntenen „Räumen“ und Möglichkeiten regelrecht dazu ein, sich utopische Vorstellungen davon zu machen, was alles möglich sein könnte, auch in globaler Perspektive. In vielen Arbeiten wurde über das Veränderungspotenzial des Internets aufgrund seiner technischen Gegebenheiten oder aufgrund übertriebener (sowohl positiver als auch negativer) Erwartungen spekuliert, nicht aber im Hinblick auf die tatsächliche Nutzung:

„Die in den 90er Jahren geradezu faszinierten Visionen der neuen Medien sind mittlerweile einer gewissen Ermüderung in der Analyse gewichen. Die fortlaufenden Überlegungen gingen von der übergreifenden Annahme aus, dass sowohl Dämonisierungen der Wirkungen der Massenmedien als auch überbordende positive Erwartungen an neue Medien eine vereinfachende und vereinsseitigende Sicht zugrunde legen, die sich vor allem und sogar ausschließlich auf die mediale Formproblematik bezieht. Differenziertere und realistischere Einschätzungen neuer medialer Entwicklungen müssen darüber hinaus Prozesse des kontextuell eingebetteten subjektiven Umgangs mit Medien berücksichtigen.“ (Sutter 2010: 191)

Mit dem Internet haben sich die Möglichkeiten einer Gesellschaft und ihrer Individuen erweitert. Die Realisierung dieser Möglichkeiten im sogenannten „virtuellen Raum“ (vgl. Kap. 7) hängt jedoch von den Wirklichkeitsbedingungen einer Gesellschaft und ihrer Individuen ab und kann davon nicht unabhängig betrachtet werden (vgl. Thiedeke 2005: 341). Deshalb ist es wichtig, sich mit den Mediennutzer*innen und ihren gesellschaftlichen Kontexten auseinanderzusetzen, in denen die Aneignung, in diesem Fall des Internets, stattfindet.

Dieser Ansatz steht in Spannung zu dem medienphilosophischen Ansatz Friedrich Kittlers, der in der gegenwärtigen deutschen Medienwissenschaft, die sich mit Bezug auf Kittler explizit als Kulturwissenschaft versteht, eine bedeutende Rolle spielt. Nach Kittler leben wir in einer technischen Medienkultur, in der nicht mehr Menschen, sondern Techniken „selber lesen oder schreiben“

ens eher auf durch Technik zu erreichende Zukunftsbilder, als auf die Durchsetzung bestimmter Interessen in der Gegenwart.

(Kittler 1993: 8). Es sind nicht länger Menschen, die bestimmen, was der Mensch ist, sondern

„[...] technische Standards und Schaltungen – durch automatische Übertragung, Speicherung und Informationsverarbeitung – bestimmen was der Mensch ist. Sie eröffnen neue (berechnete) Räume, in denen Kommunikation und Sprache, und folglich menschliches Verstehen von ‚Sinn‘ nicht länger die Funktionsgrundlage bilden.“ (Hartmann 2008: 251)

Kittler geht also von einem medialen Apriori¹⁴ aus. Er sieht in den Speichermöglichkeiten digitaler Medien eine Chance, die Geisteswissenschaften in puncto Objektivierbarkeit der Daten den Naturwissenschaften anzugleichen. Kittler möchte den Geisteswissenschaften, wie von ihm selbst als Ziel genannt, den Geist austreiben (vgl. Kittler 1980). Demgegenüber verfolge ich mit dieser Arbeit einen anderen Ansatz. Unabhängig davon, wie wir uns bemühen, Daten objektivierbar zu machen, basiert der Umgang mit ihnen auf menschlichen Konstruktions- und Interpretationsleistungen, d.h. es gibt keinen anderen Zugang zur Welt außer durch das menschliche Bewusstsein. Dass es keinen objektivierbaren bzw. positivistischen Zugang zur Welt gibt – auch nicht über vermeintlich objektivierbare Daten bzw. eine eigene Medienlogik –, ist in dieser Arbeit mit dem konstruktivistischen Ansatz grundgelegt. Kittlers Ansatz mag für eine in Zukunft liegende Technologieentwicklung interessant sein. Sobald Maschinen selbst als sogenannte künstliche Intelligenzen anfangen, eigene Analysen der auf ihnen gespeicherten Daten anzufertigen und dabei ihrer eigenen Maschinenlogik folgen, könnte man tatsächlich von Systemen sprechen, in denen menschliches ‚Sinn‘-Verstehen nicht länger die Funktionsgrundlage bildet.

Bei der Auseinandersetzung mit Nutzer*innen und digitalen Medien, vor allem wenn man diese als Technologien begreift, bieten auch die *Science and Technology Studies* (STS) interessante Ansätze. So ermöglichen es die STS, Technologien und damit Materialität in sozialwissenschaftliche Untersuchungen mit einzubeziehen (vgl. Niewöhner, Sorensen, Beck 2012: 30f.).

„Social interaction must be studied by including interactions with nonhumans such as machines and pieces of infrastructure. A network analysis that restricts itself to merely social

14 Kittler vertritt einen Medienprimat und meint, gesellschaftliche Entwicklungen – wie die Emanzipation – anhand von medialen Entwicklungen erklären zu können (vgl. Kittler 1986). Allerdings stellt sich die Frage, warum sich in anderen Gesellschaften, in denen die gleichen Medien zur Verfügung standen, nicht ähnliche Entwicklungen zugetragen haben. Dabei wird eine Schwäche der Kittlerschen Ausführungen sichtbar: Er fokussiert sich auf Entwicklungen im globalen Norden.

relationships will fail to pick up how technology and materiality mediate the character of such relationships.“ (Bijker 2012: xx)

In vielen sozialwissenschaftlich beeinflussten Arbeiten werden in erster Linie sogenannte Interaktionen als untersuchenswert erachtet; unbelebten Dingen, wie Technik (oder auch Räumen) und damit Materialität bzw. Objekten, wird hingegen kaum Beachtung geschenkt. Speziell die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) hebt die Unterscheidung von menschlichen und nicht-menschlichen Phänomenen auf. Netzwerke bestehen sowohl zwischen einzelnen Akteur*innenn, als auch zwischen Akteur*innenn und Objekten wie Technologien.

„Diese generelle Symmetrie in der Analyse ermöglicht es sichtbar zu machen, dass Wissen und Technologien nicht nur von sozialen Phänomenen, wie Hierarchie, Interessen und Werten definiert werden, sondern auch durch die Beiträge von Apparaturen, Instrumenten und anderen Dingen.“ (Mathar 2012: 173)

Prinzipielle Unterscheidungen zwischen Natur und Kultur, Tradition und Moderne, Individuum und Gesellschaft werden in der ANT aufgehoben (vgl. Mathar 2012: 174). Die ANT-Studien, aber auch die ethnologische Aneignungsforschung (vgl. Kap. 2.2.2), die vor allem die Interaktionsprozesse zwischen technischem Objekt (Aktant) und Mensch beobachten, thematisieren in erster Linie die Veränderung der Technik durch den Menschen. Die ANT interessiert sich für menschliches Handeln, wo es in Technologie verwickelt ist und richtet den Blick auf Netzwerke, die in erster Linie als Infrastrukturen menschlichen Handelns zu verstehen sind, nicht aber auf die dynamischen Inhalte menschlichen Handelns (vgl. Couldry 2006: 109). Diese Betrachtungen zeichnen sich deshalb durch eine Vernachlässigung der Zeit aus oder besser durch „ihre Konzentration auf einen Typus zeitlicher Dynamik und historischer Ereignisse zum Preis von anderen“ (ebd.). Gerade der Umgang mit digitalen Medien, wie Internet und Smartphones, zeigt, wie sich menschliches Verhalten durch Technik langfristig verändert. Ein Aneignungsbegriff, der der temporalen Dimension der Veränderung im Leben des Menschen durch Technik gerecht zu werden versucht, interessiert sich im Gegensatz zur ANT für die kontinuierlichen Uminterpretationen von Netzwerken und ihren Produkten. Darüber hinaus können Medien nur zu einem Teil als Technologien verstanden werden, sie sind immer auch Inhalte und offen für Deutungen. Versteht man mediale Inhalte als Aktanten, kann dies zu einer Art „Pseudo-Objektivierung“ von medialen Inhalten beitragen und Fragen nach den Prozessen der Bedeutungsherstellung und Interpretation bzw. Konstruktion ausblenden. Die Prozesse der Aneignung von Computern und Internet in ihrer zeitlichen Veränderung sind

jedoch zentrale Aspekte dieser Arbeit, weshalb hier ein konstruktivistisch gewendeter Medienaneignungsbegriff fruchtbar gemacht wird.

2.2 ANSATZ DER ARBEIT

Diese Arbeit verfolgt einen qualitativen, akteursbezogenen Ansatz der Medienutzungsforschung, der sich an der Methode der Ethnographie orientiert. Der Medienaneignungsbegriff wird aus konstruktivistischer Perspektive konzeptualisiert (vgl. Kap. 2.2.1). Um die Nutzer*innen und ihre Konstruktionen im Hinblick auf ihre Computer- und Internetaneignung besser zu verstehen, werden verschiedene Kontextbedingungen, die die Aneignung rahmen, in den Blick genommen. Als Kontextbedingungen verstehe ich in dieser Arbeit geschichtliche, räumliche und biographische Bedingungen, die die Internetaneignung mitprägen. Diese werden als relevant begriffen, um ein Verstehen der Internetaneignungsmodi und -tendenzen zu ermöglichen. Die Internetaneignung ist durch diese Faktoren nicht gänzlich determiniert, aber auch nicht unabhängig davon zu betrachten. Diese Überlegungen haben Konsequenzen für das Verständnis des Mediums Internet selbst. Das Internet wird in dieser Arbeit nicht als abgeschlossener, „virtueller Raum“ verstanden, der losgelöst und isoliert von gesellschaftlichen Umständen existiert und genutzt wird (vgl. Braune 2008). Der Bedeutung der Nutzer*innen-Perspektive wird Rechnung getragen, indem versucht wird, die Frage nach dem Medium Internet durch die Konstruktionen der Nutzer*innen zu beantworten. Die Forschungsfragen im Sinne eines konstruktivistischen Medienaneignungsansatzes lauten: Wie eignen sich die Nutzer*innen in drei unterschiedlichen Internetcafés in Nairobi das Internet an? Wie sehen ihre biographischen Internetaneignungskonstruktionen aus? Welches Medium Internet wird durch die Konstruktionen erkennbar?

Wie in der Einleitung bereits dargelegt, hat die Internetnutzung in Kenia in den letzten Jahren stetig zugenommen und lag 2015 bei 69 % (vgl. IWS 2015: www.internetworldstats.com). Kenia ist damit ein sehr gutes Beispiel für rasante Entwicklungen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) in afrikanischen Ländern. Die Arbeit greift diese Veränderungen auf und stellt gängige Vorstellungen einer digitalen Kluft zwischen Ländern des globalen Nordens und globalen Südens in Frage. In Nairobi als Hauptstadt Kenias lassen sich diese Entwicklungen am intensivsten beobachten. Gleichzeitig ist diese Stadt ein Ort, an dem Ungleichheiten innerhalb der kenianischen Gesellschaft konkret sichtbar werden. Durch die Betrachtung von drei Internetcafés in drei unterschied-

lichen Stadtteilen¹⁵ wird deutlich, wie sich in einer ungleichen städtischen Gesellschaft rasante IKT-Entwicklungen auf der Nutzer*innenebene herausbilden und sich verschiedene Aneignungsmodi bzw. -tendenzen erkennen lassen.

2.2.1 Paradigmatischer Forschungsansatz

Obgleich sich diese Arbeit mit einem afrikanischen (kenianischen) Kontext beschäftigt, können der hier verfolgte interdisziplinäre Ansatz und die theoretische Konzeption des Aneignungsbegriffs im konstruktivistischen Sinne als paradigmatisch betrachtet werden und dabei helfen, neue Perspektiven für die eigene Gesellschaft zu entwickeln. Die interdisziplinäre Rahmung dieser Arbeit sollte über die *African Studies* hinaus, Beachtung finden, da sie m. A. n. blinde Flecken disziplinär einseitig gedachter Ansätze aufzeigt, die zentrale Kontextbedingungen oft als gegeben voraussetzen und dazu tendieren, gesellschaftliche Ungleichheiten zu nivellieren.

Die Internetaneignungsformen der Nutzer*innen selbst werden als digitale Aneignungsmodi konzipiert, die unterschiedliche Lebensbereiche abdecken und als Kategorien aus den Aneignungsschilderungen der Nutzer*innen in Interviews gebildet werden. Der Aneignungsbegriff wird konstruktivistisch gefasst. Er spielt auch bei den biographischen Aneignungsschilderungen der Nutzer*innen eine Rolle. In Auseinandersetzung mit Aneignungsphasenmodellen aus Ethnologie (Hans Peter Hahn) und *Media and Communication Studies* (Roger Silverstone) werden die biographischen Aneignungsschilderungen in unterschiedliche Phasen der Internet- und Computeraneignung eingeteilt. Die untersuchten Internetcafés werden anhand von Beobachtungen in raumsoziologischer Perspektive als wirkliche Räume beschrieben, um die sozialen Kontextbedingungen der Computer- und Internetaneignung in drei unterschiedlichen Stadtteilen zu veranschaulichen. Um die aktuelle und biographische Computer- und Internetaneignungssituation der Nutzer*innen besser zu verstehen, wird die Entwicklung von IKT in Kenia mit Hilfe der SCOT in einen historischen Kontext eingebettet. Grundlage dafür bilden Archiv- und Zeitungsmaterialien.

Im Folgenden möchte ich die theoretischen Ansätze kurz skizzieren, die für die konzeptionelle Rahmung der Arbeit herangezogen und in den jeweiligen Kapiteln vertieft behandelt werden.

15 Die Kriterien für die Auswahl der Internetcafés werden in Kapitel 3 *Methodologie und Methoden* ausführlich dargestellt.

2.2.2 Medienaneignung in konstruktivistischer Perspektive

Wie oben beschrieben wird die Analyse von Medien und ihren Nutzer*innen als Mediennutzungsforschung bezeichnet, wobei jeweils unterschiedliche Aspekte im Mittelpunkt der Untersuchungen stehen. Für die folgende Arbeit ist die sogenannte Medienaneignung zentral. Der im deutschsprachigen Raum verwendete Begriff der Medienaneignung ist durch die *cultural studies* aus dem anglo-amerikanischen Raum¹⁶ beeinflusst (vgl. Greimer 2011: 192). Die *cultural studies* stehen sowohl im anglo-amerikanischen als auch im deutschsprachigen Raum für einen populären Ansatz der qualitativen Medienrezeptionsforschung, der die Kreativität, die Aktivität und den Eigensinn der Zuschauer*innen betont und deren Aneignung der Medieninhalte in den Mittelpunkt der Untersuchungen stellt.¹⁷

In der Nutzungsforschung wird in der Regel zwischen Medienrezeption und Medienaneignung¹⁸ unterschieden. Während der direkte Konsum von Medieninhalten, also beispielsweise das Schauen von Fernsehen oder die Nutzung des Internets, mit dem Begriff der Rezeption beschrieben wird, beinhaltet der Begriff der Medienaneignung die individuelle Verwertung der Botschaften im Zusammenhang mit kulturellen, gesellschaftlichen und persönlichen Bezügen. Aneignung schließt sowohl den Moment der direkten Mediennutzung als auch Handeln bzw. Kommunikation, die sich sowohl vor als auch nach der unmittelbaren Mediennutzung vollziehen, mit ein. Dabei werden die Lebenswelten bzw. das Wissen der Nutzer*innen in die Untersuchungen miteinbezogen.

„Rezipierende werden hier als sozial verankerte Akteure verstanden, die aktiv, willentlich und planvoll sowohl subjektiv als auch interaktiv Medienangeboten in vielfältiger Weise

16 Der Begriff *appropriation* (engl. Aneignung) wird dort allerdings nicht systematisch verwendet.

17 Die Untersuchung der Mediennutzung war ein Forschungsbereich, mit dem sich die *cultural studies* neben Jugend, Gender, Race, Pop- und Fankultur beschäftigten (vgl. Greimer 2011: 192). Einer der zentralen Innovationen der *cultural media studies* stellte das Encoding-Decoding-Modell von Stuart Hall dar. Hall unterscheidet dabei drei mögliche Lesarten von Medienbotschaften: die dominante (hegemoniale), die ausgehandelte und die oppositionelle (vgl. Hall 1973).

18 Medienaneignung wird in verschiedenen Artikeln und Monographien unterschiedlich definiert. Manchmal wird sie synonym für Medienrezeption oder Mediennutzung verwendet (vgl. Ayass 2012: 12), manchmal als Phase nach der Mediennutzung bzw. der Medienrezeption verstanden (vgl. Hepp 2005: 68). Dabei gibt es unterschiedliche wissenschaftliche Herangehensweisen, den Begriff der Aneignung zu konzeptualisieren.

Sinn zuschreiben. Somit endet das Medienhandeln nicht mit dem Abschluss der Medienzuwendung, sondern setzt sich im Alltag fort [...].“ (Sommer 2014: 55)

Aneignungsprozesse finden anders als Rezeptionsprozesse vor, während und nach der direkten Mediennutzung statt (vgl. Schweiger 2007: 319). Zusammengefasst ist die Aneignung das, was die Nutzer*innen mit den Medienangeboten für sich anfangen können (Bentele/Brosius/Jarren 2003).

Medienaneignungskonzeptionen

Der Aneignungsbegriff findet nicht nur in der Medienwissenschaft Anwendung. Auch in der Ethnologie wird er verwendet, allerdings in erster Linie im Zusammenhang mit der Aneignung von z. B. Gütern, Werten oder Technologien aus dem globalen Norden und deren Aneignung in Ländern des globalen Südens (vgl. Kap. 2.2.2). Der Medienaneignungsbegriff hingegen setzt sich mit der Aneignung von Medieninhalten auseinander und wird von verschiedenen Autoren unterschiedlich konzeptualisiert. Micheal Charlton (vgl. Charlton 1993) versteht Medienaneignung als kommunikative Aneignung und unterscheidet soziale, parasoziale und verinnerlichte Kommunikationen, durch die Medieninhalte angeeignet werden. Medienaneignungen werden von ihm als soziales Handeln verstanden. Rainer Winter definiert Aneignung aus kultursoziologischer Perspektive und versteht Medienaneignung mit Bezug auf die *cultural studies* als kulturelle und ästhetische Prozesse. In einer ethnographischen Fallstudie von Horrorfilmfans (vgl. Winter 2010) zeigt er, wie aktiv, produktiv und kreativ Fans mit Horrorfilmen umgehen. Winter konzeptualisiert den Zuschauer als einen produktiven Zuschauer, dessen Kreativität im Umgang mit Medienprodukten lange unterschätzt wurde. Die Wissenssoziologie im Kontext der Medienwissenschaften interessiert sich vor allem für die sozio-strukturell bedingte Konstruktion von subjektivem Sinn, die Rezipient*innen in Auseinandersetzung mit Medieninhalten vollziehen (vgl. Schweiger 2007: 319). Sie interessiert sich zum einen für das Wissen, das Erfahrungen möglich macht, und zum anderen für das Wissen, das aus Erfahrungen generiert wird (vgl. Knoblauch 2014: 307). Dabei geht es um sozial vermitteltes Wissen. Wissen kann durch professionelle Wissensvermittlung erworben werden und wird dann als Lernen bezeichnet; Wissen kann aber auch nebenbei erworben werden. Die Anordnung von Wissen ist keineswegs logisch, außer eine logische Ordnung war Teil des Wissensaneignungsprozesses (vgl. Knoblauch 2014: 307). Der Wissenserwerb ist nichts Statisches, er verläuft nicht kontinuierlich, sondern verändert sich im Laufe des Lebens und kann abgebrochen oder unterbrochen werden. Deshalb spielen biographische Bezüge immer eine Rolle.

Diese unterschiedlichen Aspekte können auch auf die Prozesse bei der Medienaneignung übertragen werden. Auch bei der Medienaneignung spielen bio-

graphische Faktoren eine wichtige Rolle. Medien werden im Laufe des Lebens angeeignet und verändern sich in ihrer Bewertung und Nutzungsweise je nach Lebenslage und Alter der Nutzer*innen. Bisher wurde der Medienaneignungsbegriff vor allem im Hinblick auf Massenmedien konzeptualisiert; für die Internetaneignung muss er neu gedacht werden.

Konstruktivistische Grundlegung

Die klassische Medienaneignungsforschung beschäftigt sich vor allem mit Massenmedien wie Fernsehen, Radio, aber auch Film und bezieht sich in erster Linie auf Rezeption und Aneignung von meist spezifischen Medieninhalten oder Genres; aber auch Fragen nach dem Umgang mit gewalttätigen Inhalten und geschlechtsspezifischen Unterschieden bei der Medienaneignung, oft bei Kindern oder Jugendlichen, werden untersucht (vgl. Winter 2010, Wegener 2008, Götz 1999, Hacke 2012, Rösner 2000). Dabei geht es beispielsweise um Aspekte wie Kompetenzentwicklung, Lebensbewältigung oder Identitätsbezüge, die durch die Interpretationen von Medieninhalten vollzogen bzw. hergestellt werden. Für diese Arbeit wird die Definition von Medienaneignung erweitert. Bei internetbasierten digitalen Medien kann nicht von spezifischen Medieninhalten ausgegangen werden, vielmehr werden diese den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend durch Nutzung bzw. Aneignung erst hergestellt (vgl. Hepp 2005: 69) bzw. konstruiert. Damit wird die Frage nach der Aneignung für die Untersuchung von internetbasierten digitalen Medien m. A. n. immer wichtiger und der Aneignungsbegriff selbst muss konstruktivistisch gedacht werden, im Gegensatz zu einem Medienaneignungsbegriff, der noch von bestimmten Medieninhalten ausgehen kann (vgl. Greimer 2011). Aber auch bei der Aneignung von Massenmedien macht ein konstruktivistisch gedachter Medienaneignungsbegriff durchaus Sinn, auch wenn dort die Medieninhalte stärker vorgegeben sind. Im Internet gibt es eine deutlich größere und nur theoretisch begrenzte Auswahl von Medieninhalten, so dass schon der Auswahlprozess einen wesentlichen Teil der Aneignung ausmacht. Daher möchte ich Medienaneignung in dieser Arbeit aus konstruktivistischer Perspektive definieren. Fragen nach objektivierbaren Realitäten bzw. Medieninhalten oder nach ihren möglichen Wirkungen werden damit obsolet.

Allgemein lässt sich Realität im konstruktivistischen Verständnis stets als die Realität eines Beobachters, also als eine „erfundene Wirklichkeit“ (vgl. Watzlawick 2003) verstehen. Es mag zwar eine äußere, hinter den Konstruktionen liegende Realität geben, der Beobachter hat jedoch keine andere Wahl, als sich die Realität mit Hilfe von Konstruktionen zugänglich zu machen. Ein direkter Realitätskontakt ist unmöglich, so dass alle Beobachtungen, Erkenntnisse und Beschreibungen es mit einer unbekannt bleibenden Realität zu tun haben. Der

Realitätsbegriff wird in diesem Sinne de-ontologisiert, d.h. man bestreitet die erkenntnistheoretische Relevanz einer ontologischen Darstellung der Realität und verlagert zugleich den Realitätsbezug, den man bisher in der Außenwelt, im Sinne von etwas beobachtungsunabhängig Vorgegebenem, gesucht hat, in die faktisch stattfindenden, realitätskonstituierenden Konstruktionen eines Beobachters.

„Wir zwingen der Welt Kategorien auf, die es uns erlauben, das Universum der Erscheinungen zu erfassen. So erkennen wir Wirklichkeiten, aber niemand kann den Anspruch erheben, die Wirklichkeit zu erkennen.“ (Morin 1993: 101)

Die erkannte Wirklichkeit ist eine unter unbestimmt vielen erkennbaren Wirklichkeiten. Gotthard Günther wählt hierfür den Begriff der Polykontextualität (vgl. Günther 1978). Fasst man Medien- bzw. Internetaneignung nun in einer konstruktivistischen Konzeption verändert sich der Blick auch auf das Medium Internet selbst. Es stellt sich nicht mehr die Frage nach einer „Wahrheit“ – im Sinne einer „richtigen“ bzw. „erwartbaren“ oder „gewünschten“ Internetaneignung –, sondern nach den Konstruktionen der Nutzer*innen im Sinne einer Orientierungsleistung. In einem konstruktivistischen Verständnis wird das Medium nur durch die Konstruktionen der Rezipient*innen sichtbar. Die Fragestellung „Was wird angeeignet?“ verändert sich zur Frage „Wie wird es angeeignet?“. Die Vielfalt von Konstruktionen und Positionen lässt uns nicht mehr von einer objektiven Wahrheit (des Mediums) ausgehen. Die singuläre Wahrheit verkehrt sich zum Plural, weshalb sich der Konstruktivismus in erster Linie mit zwei Fragen beschäftigt: „der Frage nach dem Status unseres Wissens und der Frage nach der Produktion von Wirklichkeit“ (Knorr-Cetina 1989: 87). In welchem Verhältnis diese beiden Aspekte zueinander stehen, wird in unterschiedlichen konstruktivistischen Strömungen verschieden beantwortet.

Der Sozialkonstruktivismus nach Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1980) beschäftigt sich mit der Frage: „Auf welche Weise entsteht gesellschaftliche Ordnung überhaupt? Die allgemeinste Antwort wäre, dass Gesellschaftsordnung ein Produkt des Menschen ist, oder genauer: eine ständige menschliche Produktion.“ (Berger/Luckmann 1980: 55) Diese kollektiv produzierte Wirklichkeit tritt den Menschen gleichzeitig als objektiv erfahrbare Ordnung gegenüber (vgl. Knorr-Cetina 1989: 87). Zur Beschreibung der gesellschaftlich produzierten Wirklichkeit verwendet der Sozialkonstruktivismus Begriffe wie Institutionalisierung, Objektivierung und Legitimation. „Sozialkonstruktivismus beschäftigt sich somit mit der Wirklichkeit der Sozialordnung und der gesellschaftlichen Erfahrung, dem ‚Wissen‘ von dieser Ordnung“ (Knorr-Cetina 1989: 88) und versucht die Frage zu beantworten, „wie soziale Realität erhärtet (objektiviert) wird“ (ebd.). Wie der Name sagt, geht der Sozialkonstruktivismus von der sozialen Bedingtheit

von Konstruktionen aus und so bleibt ihm trotz aller konstruktivistischen Wendungen die Frage nach dem Umgang mit einer „Realität“ immanent. Karin Knorr-Cetina bescheinigt ihm deshalb eine „ontologische Färbung“ (Knorr-Cetina 1989: 87). Der Sozialkonstruktivismus geht also indirekt von einer ontologischen Realität aus, deren Zustandekommen durch Verweise auf Prozesse und Mechanismen wie Typisierung und Habitualisierung erklärt wird.

Auch der kognitionstheoretische Konstruktivismus, der durch den erkenntnistheoretischen Konstruktivismus beeinflusst ist, beschäftigt sich mit der Frage nach der Wirklichkeit, verlagert die Konstruktion der Wirklichkeit jedoch stärker in das Einzelbewußtsein. Für den kognitionstheoretischen Konstruktivismus gibt es daher keine Beobachterunabhängige Realität. Geht man in der Beschäftigung mit Wirklichkeit davon aus, dass jeder Beobachter seine eigene Wirklichkeit aufgrund von Erfahrung bzw. Wissen und Mustern konstruiert, so stellt sich die Frage, wie sich Konstruktionsprozesse vollziehen. Der Unterschied, auch zu den Annahmen des Sozialkonstruktivismus, liegt im Verhältnis zwischen Wissen und Wirklichkeit.

„Während die traditionelle Auffassung [...] dieses Verhältnis stets als eine mehr oder weniger bildhafte (ikonische) Übereinstimmung oder Korrespondenz betrachtet, sieht der radikale Konstruktivismus es als Anpassung im funktionalen Sinn.“ (Glaserfeld 1981: 19)

Diese Art der autonomen Konstruktion von Wissen läuft dabei nicht beliebig ab. Mit den Erfahrungen des Beobachters, die er im Verlauf der Zeit macht, stellen sich bevorzugte Muster ein. Allerdings darf die Konstruktion von Wissen nicht als eine Art Solipsismus verstanden und als „frei“ begriffen werden. Elemente und Strukturen der Konstruktionen müssen sich im Erfahrungsprozess als viable also als gangbar bzw. brauchbar erweisen (vgl. Glaserfeld 1993: 96). Viabilität¹⁹ stellt somit die entscheidende Kategorie für die Frage nach der Annahme und der Ablehnung von Konstruktionen dar.

Allerdings erscheint mir das Kriterium der Viabilität von Konstruktionen als „*ways and means of acting and thinking that allow one to attain the goals one*

19 Glaserfeld unterscheidet zwischen den Begriffen „stimmen“ und „passen“. Was „stimmt“ kann durch nichts und niemanden entschieden werden. Dinge können jedoch an der einen oder anderen Stelle besser „passen“, d.h. „viabler“ sein als an anderen Stellen. „Wie gut auch immer eine Theorie im Sinne gewisser wissenschaftlicher Zielsetzungen funktioniert – Erklärungen, Vorhersage und Kontrolle –, es lässt sich prinzipiell nie beweisen, dass diese Theorie ontologisch gegebene Realität beschreibt oder mit dieser übereinstimmt, noch lässt sich beweisen, dass sie die einzig mögliche Interpretation der Erfahrung der Naturwissenschaften bietet.“ (Glaserfeld 1987: 96)

happens to have chosen“ (Glaserfeld 1991: 16, Hervorhebung im Original) zu eng gefasst, da die Zielerreichung nur unter dem Gesichtspunkt eines pauschalen Pragmatismus gesehen wird und Aspekte wie Emotionalität oder auch moralische, idealistische oder religiöse Motivationen außen Acht gelassen werden. Knorr-Cetina beschreibt diese Form des kognitionstheoretischen Konstruktivismus als „einen utilitaristisch-pragmatischen *Falsifikationismus*“ (Knorr-Cetina 1989: 90, Hervorhebung im Original).

Internetaneignung aus konstruktivistischer Perspektive

Eine konstruktivistische Fassung des Aneignungsbegriffs, die eher dem Sozialkonstruktivismus als dem kognitionstheoretischen Konstruktivismus folgt, ist für diese Arbeit zentral. Indem ich die Frage nach dem Medium Internet stelle, welches aus den Nutzer*innenkonstruktionen sichtbar wird und sogenannte Aneignungstendenzen herausarbeite (vgl. Kap. 7), gehe ich mit dem Sozialkonstruktivismus – im Gegensatz zum kognitionstheoretischen Konstruktivismus – von einer Wirklichkeit aus, die auch beobachterunabhängig existent ist. Entgegen dem kognitionstheoretischen Konstruktivismus setzte ich mich zudem von einer pauschalen Pragmatik ab und differenziere die Konstruktionsmotivationen, indem ich u.a. biographische Aspekte und politische/historische Kontextbedingungen mit einbeziehe.

Während der teilnehmenden Beobachtung in den Internetcafés wollte ich über die aktuelle Nutzungssituation hinaus in Erfahrung bringen, wie sich die Nutzer*innen ihre Computer- und Internetkenntnisse im Laufe ihres Lebens angeeignet haben, welche Bedeutung diese in ihrem heutigen Leben spielen und wie sich die Nutzung von Computer und Internet im Laufe ihres Lebens verändert hat. Darüber hinaus war für mich die Frage interessant, wie die Nutzer*innen ihre Interneterfahrungen wahrnahmen und bewerteten. Diese Perspektiven zielen auf das von den Nutzer*innen angeeignete Wissen ab und regen dazu an, die Aneignung konstruktivistisch weiterzudenken. Bei der Auswertung der problemzentrierten Interviews habe ich daher die individuellen Computer- und Internetaneignungskonstruktionen der Nutzer*innen in den Mittelpunkt gestellt und unterschiedliche Arten und Weisen der Aneignung (Modi) aufgezeigt (vgl. Kap. 5 und 7).

Aus den konstruktivistischen Vorüberlegungen ergibt sich folgende Definition von Medienaneignung: Ich verstehe Medienaneignung im kenianischen Kontext im Hinblick auf die Aneignung des Internets als durch Medienpraktiken bzw. Medienhandeln (Mediennutzung) und Medienkommunikation (Kommunikation über das Medium) lebenslang, also in biographischer Perspektive angeeignetes und konstruiertes Medienwissen, welches durch professionalisierte Wissensvermittlung (z. B. in Schulen oder *Computer Colleges*), Selbstbeschäftigung mit dem

Medium und soziale Kommunikation über das Medium/Inhalte erworben wurde und sich im Laufe des Lebens immer wieder verändert. Medienwissen verstehe ich als Wissen um eigene Medienaneignungsformen, aber auch als Wissen um bestimmte Aneignungsformen, die nicht durch direkte Erfahrungen, sondern auch durch Kommunikationen, beispielsweise in Form von gesellschaftlich erwarteten Werteeinstellungen, zustande gekommen ist. In den individuellen Internetaneignungskonstruktionen lassen sich, wie sich zeigen wird (siehe Kap. 7), digitale Modi als übergreifende Internetaneignungsformen erkennen. Die digitalen Modi und ihre Aneignungstendenzen stehen für intersubjektiv geteiltes Wissen der Internetnutzer*innen über das Medium Internet, welches sowohl gruppenspezifisch als auch gruppenübergreifend geteilt wird. Aus diesen Erkenntnissen entsteht kein „objektivierbares“ Medium Internet, sondern ein durch die Nutzergruppen aus den drei Internetcafés Nairobis konstruiertes Internet. Mit den Aneignungstendenzen werden die Konstruktionen der Nutzer*innen an die Räume der Internetcafés rückgebunden, als Kennzeichen von Gruppen verallgemeinert und gedeutet.

Aus der sich an der Wie-Frage der Internetaneignung orientierten Auswertung der Interviews ergaben sich unterschiedliche Internetaneignungsformen der Nutzer*innen, die in dieser Arbeit als digitale Modi konzipiert werden. Es ergaben sich folgende Modi: der politischen Modus (vgl. Kap. 7.3), der Wirtschaftsmodus (vgl. Kap. 7.4), der *Fakemodus* (vgl. Kap. 7.5), der *Moralmodus* (vgl. Kap. 7.6), der Informations- und (Aus)Bildungsmodus (vgl. Kap. 7.7) und der globale Modus (vgl. Kap. 7.8). Aus diesen Überlegungen wird die grundlegende Forschungsfrage: Wie eignen sich Internetnutzer*innen aus drei unterschiedlichen Internetcafés Nairobis das Internet an? weitergeführt: Wie sehen die Internetaneignungskonstruktionen der einzelnen Nutzer*innen in unterschiedlichen Modi aus? Welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten lassen sich in den unterschiedlichen Nutzergruppen dabei ausmachen bzw. welche nutzergruppenspezifischen und -übergreifenden Aneignungstendenzen lassen sich erkennen? Welches Medium Internet wird in den Aneignungskonstruktionen der Nutzer*innen erkennbar?

2.2.3 Phasen biographischer Internet- und Computeraneignung

Auch für die biographischen Aneignungserzählungen wird die konstruktivistische Konzeption des Medienaneignungsbegriffs zu Grunde gelegt; allerdings möchte ich, wie bei Peter Hahn (2004) und Roger Silverstone (1997), die Idee, den Aneignungsprozess in Phasen einzuteilen, fruchtbar machen. Die biographischen Internet- und Computeraneignungserzählungen lassen Prozesse sichtbar werden, die es nahelegen, sie auf einer verallgemeinernden Ebene in Phasen zu gliedern.

Hahns Ausführungen zur Aneignung (2004) sind durch einen ethnologisch geprägten Aneignungsbegriff beeinflusst. In der Ethnologie wurde der Aneignungsbegriff in den letzten Jahren im Rahmen der Globalisierungsdebatte, die eine Homogenisierung der Kulturen²⁰ im Zuge der fortschreitenden Globalisierung vorhersagte (vgl. Ritzer 1998, Smart 1999, Alfino u.a. 1998), zu einem wichtigen Konzept (Spittler 2002, Trenk 2009, Hahn 2011). In diesem Zusammenhang wurde der Aneignungsbegriff verwendet, um zu betonen, dass globale Verflechtungen mit kreativen Aneignungsleistungen einhergehen, die von der prognostizierten Homogenisierung deutlich abweichen und subversive Lesarten des Aneignungsgegenstandes ermöglichen.

„Es geht darum, auf der Grundlage ethnographischer Erkenntnisse zu zeigen, dass die Globalisierung keineswegs zu einer einheitlichen neuen Weltkultur führt. Es ist das Anliegen von kultureller Aneignung, Hybridisierung, Kreolisierung und Transkulturalität, zu zeigen, dass Globalisierung keinesfalls die Homogenisierung zur Folge hat.“ (Hahn 2011: 13)

Die „Hauptlesart“²¹ eines globalen Gutes wird also nicht einfach übernommen, sondern es werden andere Lesarten entwickelt. Westliche Güter unterschiedlichster Art überwältigen nicht einfach Akteur*innen und ihre Lebensweisen in anderen Kontexten.

In diesem Zusammenhang macht Michel de Certeau (1984) auf Machtverhältnisse aufmerksam, die bei der kulturellen Aneignung eine Rolle spielen. Wenn ein dominantes (westliches) System in einen anderen Kontext transferiert wird, können die Machtlosen nach Lesart der kulturellen Aneignung die Ordnungsvorstellungen der Mächtigen unterlaufen und sich in ihrem Alltag durch neue Handlungsmöglichkeiten Freiräume schaffen. Dies geschieht sowohl beim Transfer von Alltagsgegenständen, aber auch beim Transfer von sozialen Institutionen, Wissenssystemen und Normen (vgl. Hahn 2011: 13). Richard Rogers merkt zu dieser Konzeption kultureller Aneignung an: „Cultural appropriation is often mentioned in critical analyses of media representation and commodifications of marginalized and/or colonized cultures.“ (Rogers 2006: 474) Aus meiner Sicht ist diese

20 Georg Ritzer spricht in diesem Zusammenhang von McDonaldisierung (Ritzer 1998).

21 Diese Konzeption von Aneignung in Umgang mit Konsumobjekten erinnert an Stuart Hall und sein Encoding-Decoding-Modell (vgl. Hall 2006: 163-173; Winter 2001: 126-158). Hall war der Überzeugung das Sender-Empfänger-Modell, welches die Massenkommunikation als linearen transparenten Prozess begreift, reiche nicht aus, um die damit verbundenen komplexen Rezeptionsprozesse verständlich zu machen. Trotzdem bleibt er diesem Modell tendenziell verhaftet, da er sein Modell ebenfalls vom Sender her konzipiert.

Konzeption allerdings daraufhin zu befragen, ob die hegemoniale „Schiere“ zwischen Ländern des globalen Nordens und des globalen Südens womöglich den Blick auf landesspezifische Ungleichheiten innerhalb der Länder des globalen Südens, die in dieser Arbeit eine wichtige Rolle spielen, verstellt. Zudem wird gerade die Aneignung von Computer- und Internettechnologien auch von der Eigenlogik der Technologien beeinflusst, da bestimmte Vorgehensweisen für ihre Nutzung erforderlich sind. Das Konzept der Aneignung dient bei Hahn (2004) zur Erklärung des Prozesses, wie ein kommerzielles/globales Gut zu einem privaten/lokalen Gut wird. Hahn definiert am Beispiel der Aneignung des Fahrrads in afrikanischen Ländern vier Phasen der Aneignung: *material appropriation*, *objectification*, *incorporation* und *transformation*. Hahns Aneignungsphasen sind durch die medienwissenschaftliche Konzeption Roger Silverstones beeinflusst. Silverstone (1997) beschäftigt sich mit der Rolle von Kommunikations- und Informationstechnologien im Verhältnis privater Haushalte zu ihrer Außenwelt. Technische Gegenstände in einem Haushalt betrachtet Silverstone zum einen als technische Objekte; zum anderen sieht er auch ihre Rolle als Medien und damit als Vermittler von Inhalten²² (vgl. ebd.: 15). Aneignung von Technologien kann nach Silverstone nur vor dem Hintergrund familiärer Strukturen bzw. spezieller Kontextbedingungen verstanden werden. Ähnlich wie Hahn und doch mit gewissen Unterschieden beschreibt Silverstone vier verschiedene Phasen der Medien- bzw. Objekteaneignung: *appropriation*, *objectification*, *incorporation* und *conversion*. In Kapitel 5 werden die genannten Aneignungsphasen von Hahn und Silverstone kurz skizziert. Anschließend werde ich anhand biographischer Aneignungsschilderungen der Nutzer*innen eigene, sich von Hahn und Silverstone unterscheidende, Internet- und Computeraeignungsphasen entwickeln und anhand von Interviewausagen konkretisieren.

2.2.4 Internetcafés aus raumsoziologischer Perspektive

Ausgangspunkt der Forschung sind drei Internetcafés in drei unterschiedlichen Stadtteilen Nairobis. Ihre Räumlichkeiten haben bei der Untersuchung von Anfang an eine zentrale Rolle gespielt. Die Internetcafés als wirkliche Räume der Internetnutzung können bei einer Forschung zur Internetaneignung in Nairobi nicht ignoriert werden, zumal diese auch einen Marker für Ungleichheiten darstellen. Internetcafés waren lange Zeit und sind bis heute (2018) für viele Menschen die erste und einzige Zugangsmöglichkeit zum Internet. Trotz rasanter Zunahme mobiler Internetnutzung sind Internetcafés immer noch von Bedeutung, da sich

22 Eine Unterscheidung zwischen Technologie und medialen Inhalten bietet sich auch bei einer Auseinandersetzung mit Computern und Internet an.

wichtige Internetanwendungen, wie Jobbewerbungen oder das Stellen offizieller Anträge, nicht mit Smartphones oder Handys, sondern nur am PC bzw. Laptop erledigen lassen. Zudem haben sich die Internetcafés den technischen Veränderungen und den sich wandelnden Bedürfnissen ihrer Kunden*innen angepasst, indem sie u.a. auch Druck-, Scan- und Laminierservices anbieten.

Die Bedeutung des Raumes für die sozialwissenschaftliche Forschung wird von Martina Löw in ihrem Entwurf einer Raumsoziologie überzeugend dargelegt. Die Wechselwirkung zwischen Räumlichkeiten und Handelnden spielt dabei eine zentrale Rolle.

„To speak of a duality of space is to express the idea that spaces do not simply exist but are created in (generally repetitive) action, and that, as spatial structures embedded in institutions, they guide action. Together, the routines of day-to-day activities and the institutionalization of social processes ensure the reproduction of social (and thus of spatial) structures.“ (Löw 2008: 40)

Räumliche Strukturen werden bei Löw als eine Variante gesellschaftlicher Strukturen angesehen, d.h. sie lassen Rückschlüsse auf die Gesellschaft zu. Räume sind als soziale Phänomene zu verstehen und entstehen aus gesellschaftlichen Entwicklungen, die immer als Prozesse zu begreifen sind (vgl. Löw 2012: 263). Bei raumtheoretischen Ansätzen besteht allerdings die Gefahr, entweder strukturell/materialistische Aspekte oder die Handlungsebenen als dominierende Größe in den Blick zu nehmen. So betrachtet eine strukturtheoretische bzw. materialistisch ausgerichtete Argumentation den Raum als Wirkungsmacht, die auf Handlungen Einfluss nimmt. In handlungstheoretischer Sicht entsteht Raum dagegen erst durch Handlungen und wird als Ergebnis von Handlungen konzeptualisiert²³ (vgl. Löw 2008: 26). Löw versucht, die beiden Positionen des „Containerdenkens“ und des „Relativimusverständnisses“ von Raum in ein angemessenes Verhältnis zueinander zu setzen. Dafür legt sie u.a. die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens (Löw 2012: 168) zugrunde und betrachtet die Entstehung von Raum als eine Wechselwirkung zwischen Handeln und Strukturen.

Da ich Giddens Theorie als exemplarisch für den Umgang mit unterschiedlichen theoretischen Ansätzen auffasse, möchte ich diese im Folgenden kurz skizzieren. Anthony Giddens versucht, mit seiner Theorie der Strukturierung einen Ausweg aus der Theoriekrise der Sozialwissenschaften zu finden. Ende der 60er Jahre galt es, das „Theorieloch“, das mit den aufgedeckten Leistungsbeschränkun-

23 Die Gegensätze im struktur- und handlungstheoretischen Denken erinnern an die Diskussion um Medieninhalte und Mediennutzung. Auch hier stehen sich Struktur (Medium) und Handlung (Rezipient*innen) gegenüber.

gen des Strukturfunktionalismus entstanden war, neu zu füllen und alternative theoretische Ansätze zu erarbeiten. Einige (z. B. Radikaler Konstruktivismus/Dekonstruktivismus) nahmen dies zum Anlass, bisher noch kaum beschrittene Wege zu gehen, Andere (z. B. Neuere Systemtheorie) taten sich schwer, von Parsons Abschied zu nehmen und zogen seine konzeptionellen Vorschläge zumindest beim Aufbau eines eigenen Fundaments in Betracht. Wieder Andere (z. B. Durkheim/Weber) sahen in den „klassischen“ Theorien noch genug Potenzial, um daraus eine eigene Theorie abzuleiten. Zur letztgenannten Richtung gehört Anthony Giddens, der sich darum bemühte, ein Konzept zu entwickeln, das die „klassisch“ objektivistische Sichtweise mit der subjektivistischen zu verbinden suchte.²⁴ Bei genauerer Betrachtung der Giddensschen Konzeption der „Dualität von Struktur“ lassen sich zwei Ebenen ausmachen. Die eine folgt dem *theoretischen* Anspruch, den Widerspruch der beiden erkenntnistheoretischen Strömungen Objektivismus/Subjektivismus aufzulösen, die andere basiert auf dem *praktischen* Gegensatz von subjektivem Handeln und objektiver, struktureller Realität. Beide stützen sich zunächst auf die Beobachtung von Wirklichkeit. So leiten sich auch die theoretischen Konsequenzen bei Giddens aus dessen Beobachtung von Realität ab. Diese legt mit ihren Strukturen nicht nur Handlungsschranken fest, sondern sie ermöglicht zugleich das Handeln – darauf verweist auch Giddens gewählte Formulierung „Dualität von Strukturen“²⁵. Damit hebt Giddens die oft einseitige Vorstellung von der „Struktur als Zwang“ aus und stellt ihr ein positives Gegenmoment zur Seite. Er lenkt die Aufmerksamkeit des Betrachters von der Begrenzung durch Strukturen hin zu dem Gewinn an Möglichkeiten. Anders als in vorherigen Theorien, die meist entweder das Handeln oder die Strukturen betonen, werden bei der Dualität der Strukturen beide Seiten in ein neues Verhältnis zueinander gesetzt:

-
- 24 Ähnliche Bemühungen lassen sich auch bei Ullrich Beck ausmachen. Anders als Giddens formuliert er die Bestrebungen, einen Pfad zwischen den beiden großen Theorieströmungen zu finden, nicht als explizites Ziel. In seinen Ausführungen über die Individualisierung lassen sich dennoch derartige Tendenzen erkennen.
- 25 Die Definition für die „Dualität von Struktur“ lautet: „Struktur als das Medium und Resultat des Verhaltens, dass sie in rekursiver Weise organisiert; die Strukturmomente sozialer Systeme existieren nicht außerhalb des Handelns, vielmehr sind sie fortwährend in dessen Produktion und Reproduktion einbezogen.“ (Giddens 1988: 430) Das heißt: Die Strukturmomente sozialer Systeme sind im handlungspraktischen Wissen der Akteur*innen verankert.

„Eine der Hauptaussagen der Theorie der Strukturierung ist, dass Regeln und Ressourcen, die in die Produktion und Reproduktion sozialen Handelns einbezogen sind, gleichzeitig die Mittel der Systemreproduktion darstellen (der Strukturualität).“ (Giddens 1988: 70)

Für Giddens geht es um verantwortlich Handelnde, die sich mit ihrem Handeln auf soziale Strukturen beziehen. Strukturen sind gemäß der Strukturierungstheorie als Strukturen zu verstehen, die zum einen das Handeln konstituieren, zum anderen gleichzeitig das Medium für die Konstitution des Handelns darstellen (vgl. Giddens 1988: 77). Akteur*innen beziehen sich in ihrem Handeln notwendigerweise auf Strukturen und reproduzieren diese und somit kann Handeln gleichzeitig als strukturiert und strukturierend verstanden werden. Struktur wird zum einen durch Handlung hervorgebracht, zum anderen generiert Struktur Handlung. Dabei werden Strukturen nicht mit Zwang, der Handeln verhindert, gleichgesetzt, sondern als Bedingungen verstanden, die Handeln ermöglichen (vgl. Giddens 1988: 78). Eine weitere wichtige Kategorie, um soziale Prozesse zu verstehen, stellt nach Giddens die Routine²⁶ dar. Gesellschaftliche Strukturen werden in den Wiederholungen alltäglichen Handelns reproduziert.

„Routinen sind konstitutiv sowohl für die kontinuierliche Reproduktion der Persönlichkeitsstrukturen der Akteure in ihrem Alltagshandeln, wie auch für die sozialen Institutionen; Institutionen sind solche nämlich nur kraft ihrer fortwährenden Reproduktionen.“ (Giddens 1988: 111 f.)

Der Strukturbegriff Giddens steht in klarer Abgrenzung zum Strukturbegriff „herkömmlicher“ kritischer Theorie. Von der materiellen Präsenz und ihrem objektiv „einengenden“ Verhältnis zum Subjekt weitgehend gelöst, erhält der Strukturbegriff nun einen prozessierend konstruktivistischen Charakter.²⁷ Die Strukturen müssen immer „erst durch das Bewusstsein von Akteuren hindurch“ (Kießling

26 Auch bei dem konstruktivistisch gefassten Medienaneignungsbegriff dieser Arbeit spielen Routinen in Form von „Veralltäglichung“ eine wichtige Rolle. In biographischer Perspektive hatten sie für die Art der Wissensaneignung und damit für die Konstruktionsleistungen der Nutzer*innen eine zentrale Bedeutung. Die Nutzer*innen entwickelten bei ihrer Internet- und Computeraneignung unterschiedliche Modi, durch die das Internet für das Leben der Nutzer*innen vielfältige Bedeutungen erhielt.

27 Strukturen werden von den Akteur*innen ihrer Eigenlogik nach reflektiert und sozial reproduziert.

1988: 156). So reproduzieren Akteur*innen zwar vorgegebene Strukturen, passen diese jedoch auch an ihr Handeln und die damit verbundenen Vorstellungen an.²⁸

Löw macht die Strukturierungstheorie von Giddens für ihre Raumtheorie fruchtbar, indem sie den Aspekt der Struktur auf den Raum überträgt. Wie bei Giddens werden Raum und Handlung nicht in einem sich gegenseitig ausschließenden Dualismus gedacht, sondern in einer sich gegenseitig bedingenden Dualität. Anders als bei Giddens werden bei Löw nicht nur soziale Gebilde als Strukturen verstanden, sondern auch die Materialität des Raumes. „With regard to space, this points to the need to expand Giddens’s theory to include the materiality of space at the structural level.“ (Löw 2008: 33) Da nach Giddens Strukturen gesellschaftliche Strukturen sind, lassen nach Löw auch als Strukturen verstandene Räume Rückschlüsse auf die Gesellschaft zu. Die Raumsoziologie von Löw bietet mit einer weiterführenden Konzeption von Anthony Giddens Strukturierungstheorie die Möglichkeit, räumliche Struktur mit Handeln in Relation zu setzen und die gegenseitigen Beeinflussungen in den Blick zu nehmen. Löw arbeitet mit der „[...] Giddensschen Strukturdefinition, weil sie die Ermöglichungspotenziale des Handelns ebenso berücksichtigt wie die Verhinderung [...]“ (Löw 2012: 168).

Löw unterscheidet zwei unterschiedliche Prozesse der Raumkonstitution: Spacing und Syntheseleistung. Spacing bezeichnet das Errichten, Bauen oder Positionieren von Gütern und Menschen, Syntheseleistung die Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse, durch die Güter und Menschen zu Räumen zusammengefasst werden (vgl. Löw 2012: 159). Spacing und Syntheseleistung vollziehen sich unter vorstrukturierten Bedingungen in einem Abhängigkeitsverhältnis von Bedingungen der Handlungssituation: Gesellschaftliche Raumvorstellungen und klassen-, geschlechts- und kulturspezifischer Habitus²⁹ beeinflussen diese Prozesse, die überdies vom Ort der Syntheseleistung und der Außenwirkung der vorgefundenen sozialen Güter und Menschen abhängen.³⁰ Strukturprinzipien

28 Giddens verfolgt bei der Untersuchung von Strukturen zwei Stränge. Die institutionelle Analyse zielt allein auf die Darstellung der Strukturen als solche ab. Die strategische Analyse dagegen richtet ihr Augenmerk ausschließlich auf die Akteur*innen (intentionales Handeln, Wissensbestände). Beide Perspektiven stehen sich dabei in Wechselbeziehung gleichberechtigt gegenüber.

29 Löw lehnt ihren Habitus-Begriff an den von Pierre Bourdieu an, grenzt sich aber von seinem sozialen Raumbegriff ab.

30 Löw beschreibt den Prozess der Konstitution von Räumen so: „In short it can be said that the constitution of spaces takes place through (structured) orderings of social goods and people in places. Spaces are created in performative action by synthesizing and relationally ordering objects and people. This is enacted in pre-arranged spaces and

wie Geschlecht und Klasse (vgl. Löw 2012: 179) beeinflussen nach Löw jeden Bereich des Lebens. Sie durchziehen das Handeln, die Räume aber auch die Körper. Letzter werden in ihrer raumkonstituierenden Form durch gesellschaftliche Strukturen, Bedingungen von Handlungssituationen und durch Auswirkungen sozialer Güter beeinflusst. Klasse und Geschlecht sind wiederum durch den Habitus bestimmt, der ein Prinzip ist,

„welches klassen- und geschlechtsspezifisch eine jeweils spezifische Kultur hervorbringt, diese Kultur artikuliert sich aber [...] in unterschiedlichen Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit sowie in unterschiedlichen Varianten einer Klassenkultur. Diese Differenzen sind mit Blick auf die Klassen durch das Geschlecht, in der Perspektive des ‚doing gender‘ durch die Schicht geprägt, darüber hinaus sind auch Alter, Lebensform, physische und mentale Möglichkeiten sowie die Zugehörigkeit zu ethnischen und religiösen Kulturen entscheidend“ (Löw 2012: 189).³¹

Nach Löw gehen die Strukturprinzipien Klasse und Geschlecht mit sozialer Ungleichheit und Unterdrückung einher³² (vgl. Löw 2012: 188).

Ein weiterer Aspekt für die Konstitution von Räumen sind die sogenannten Atmosphären. Mit Atmosphären beschreibt Löw die Außenwirkung von sozialen Gütern und Menschen und deren Wahrnehmung in ihrer räumlichen (An)Ordnung. Atmosphären bestimmen darüber, ob sich Menschen in Räumen heimisch oder fremd fühlen (vgl. Löw 2012: 272).

Als letzter Aspekt für die Konstitution von Räumen ist das Entstehen von Orten zu nennen. Orte sind eine Voraussetzung für die Entstehung von Räumen. Die Konstitutionen verschiedener Räume an einem Ort können jedoch in Konkurrenz zueinanderstehen. Darüber können Machtkämpfe ausgetragen werden, die wiederum durch die Strukturprinzipien von Klasse und Geschlecht beeinflusst sind.

„Es können auch im Spacing unterschiedliche Orte auf demselben Grund und Boden entstehen. Über diese Differenz der Raumkonstitution werden Machtverhältnisse ausgehandelt, gesellschaftliche Strukturen reproduziert oder verändert, machtrelevante Ressourcen und symbolische Zuweisungen festgelegt.“ (Löw 2012: 245)

happens in day-to-day activities with recourse to institutionalized orderings and spatial structures.“ (Löw 2008: 43)

31 Einrichtungen von Wohnungen und Häusern können in diesem Verständnis als Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen und Erwartungen aufgefasst werden.

32 An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass auch Alter und physische und mentale Verfasstheiten Ursachen von Ungleichheiten sein können.

An Räumen lassen sich Verteilungen innerhalb einer Gesellschaft ablesen, die meist ungleich sind und bestimmte Personengruppen begünstigen (vgl. Löw 2012: 272).

Die Raumperspektive, insbesondere die Raumtheorie Martina Löws, leistet einen wichtigen Beitrag zum Verstehen der Kontextbedingungen der von mir untersuchten Internetcafëbesucher*innen bzw. Internetnutzer*innen. Ihre Kontextbedingungen werden als raumkonstituierende Aspekte verstanden und in Altersstruktur, Mobilität der Nutzer*innen, Geschlechterverteilung, Atmosphäre und hierarchische Strukturen aufgefächert. Die Analyse der wirklichen Räume der Internetcafës in ihrem jeweiligen urbanen Setting eröffnet die Möglichkeit, sie mit den digitalen Modi der Internetaneignung in Beziehung zu setzen und Interdependenzen zu entdecken. Umgesetzt wurde die Untersuchung der Räume der drei Internetcafës durch die Methode der teilnehmenden Beobachtung. Die Internetcafës sind in einen urbanen Raum eingebettet, gleichzeitig sie sind selbst Räume und eröffnen die Möglichkeit, das Internet zu nutzen.³³ Da durch die Strukturations- theorie Giddens, die Löw auf Räume ausweitet, Struktur und Handlung nicht unabhängig voneinander verstanden und beobachtet werden können, werden die Räume der Internetcafës als durch Struktur und Handeln reproduzierte Räume verstanden, weshalb in den Beschreibungen beide Aspekte immer implizit vorhanden sind.

Die Räume der Internetcafës sind als Kontextbedingungen für die Nutzer*innen, aber auch für die Nutzergruppen zu verstehen und stellen eine Rahmung bzw. Verortung der Nutzer*innen bzw. Gruppen dar. Bei der Frage nach den Aneignungstendenzen werden die Nutzer*innen bzw. Nutzergruppen bewusst in den Räumen der Internetcafës verortet, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten ihrer Internetaneignungen herauszuarbeiten.

2.2.5 Die Theorie der sozialen Konstruktion von Technologie (SCOT) als Deutungsansatz für Internet- und Computergeschichte

Medien bzw. Medientechniken sind nicht einfach da und werden genutzt, vielmehr werden sie immer in konkreten Kontexten angeeignet. Der historisch/politische Kontext, der die Aneignung möglich macht und in dem die Aneignung stattfindet, sollte analysiert werden, um die Aneignungskonstruktionen, die auch biographische Aspekte aufweisen, besser einordnen zu können.

33 In Kapitel 6 *Internetcafës in Nairobi* werden Raumüberlegungen zur mobilen Internetnutzung im städtischen Raum angestellt.

Gerade in Kenia hat sich in den letzten zehn bis zwanzig Jahren ein rasanter Wandel im Bereich der Massenmedien und der digitalen Medien vollzogen. Die Internetnutzung in Städten wie Nairobi, aber auch in ländlichen Gegenden, nimmt stark zu, was sich u.a. durch eine zunehmende Verbreitung der mobilen Nutzung des Internets und mit einer Verbesserung der Internetgeschwindigkeit erklären lässt. Bei den Wahlen im März 2013 haben sozialen Medien wie Facebook und Twitter zum ersten Mal eine wichtige Rolle bei der politischen Meinungsäußerung gespielt und die Idee des Digitalen wurde zum Wahlkampfthema (vgl. Kap. 4). Um diesen Wandel verstehen zu können, ist es erforderlich, sich mit der Internet- und Computergeschichte Kenias auseinanderzusetzen. Bei ihrer Beschreibung ist die Art und Weise zu beachten, wie sie erzählt wird.

So hat sich zum Beispiel Kittler in seinen Analysen mit Fragen der Konzeption von Geschichte, die er als Mediengeschichte versteht, beschäftigt. Er stellt fest: „Von den Leuten gibt es immer nur das, was Medien speichern und weitergeben können.“ (Kittler 1986: Vorwort) Sein Argument ist mediengeschichtlich durchaus einleuchtend und relevant. Nur das, was in irgendeiner Form medial aufgezeichnet wurde, ist der geschichtlichen Interpretation zugänglich. Waren es früher Schriftsysteme, sind es heute digitale Medien, die alles im mathematischen System von Nullen und Einsen speichern. Allerdings bleiben die kontextuellen Prozesse der Speicherung von Daten und die gespeicherten Daten selbst interpretationsbedürftig, d.h. sie sind ohne menschliche Bewertungen bzw. Analysen im konstruktivistischen Sinne nicht existent. Auch Kittler selbst muss sich der Frage nach dem Wie des Umgangs mit den Daten, d.h. der Frage nach ihrer Konstruktion (zum Beispiel Produktion und Interpretation) stellen, folgt doch auch er in seinen Analysen von Medien dem menschlichen ‚Sinn‘-Verstehen. Es bleibt außerdem festzuhalten, dass sich Kittler in seinen Ausführungen nicht mit Mediengeschichten des globalen Südens auseinandergesetzt hat. Damit geht er indirekt von der problematischen Annahme aus, in bestimmten Gegenden habe es keine für die Mediengeschichte relevante Medienentwicklung gegeben. Setzt man sich aber nur mit der Mediengeschichte des globalen Nordens auseinander, schreibt man bewusst oder unbewusst eine Hegemonialisierung der Mediengeschichtsschreibung fort. Eine regional einseitige Mediengeschichte, die einen Allgemeingültigkeitsanspruch erhebt, zeigt auf, dass Mediengeschichte immer nur als menschliche – und damit unvollständige – Konstruktion verstanden werden kann. Es gibt jedoch durchaus interessante Medienentwicklungen in Ländern des globalen Südens, die im bisherigen westlichen Mediendiskurs keine Rolle spielen.

Andere gängige Darstellungen der Mediengeschichte – beispielsweise digitaler Medien – haben die Tendenz, eine medienzentrierte, allgemein gültige und lineare Geschichte zu erzählen, die kontextuelle Aspekte nicht ausreichend beach-

ten (vgl. Kammer 2001, Oberliesen 1987, Zemanek 1991).³⁴ So stellt z. B. Manfred Kammer in seiner „Geschichte der Digitalmedien“ (Kammer 2001) die Entwicklung von Computer- und Digitaltechnologien in den Mittelpunkt. Er beschreibt eine lineare Geschichte der Technikentwicklung, die sich einzig auf den technologischen Fortschritt konzentriert und jegliche gesellschaftliche Einflussnahme außen vorlässt. Lisa Gitelman spricht sich hingegen dafür aus, anzuerkennen dass

„[...] media are unique and complicated historical subjects. Their histories must be social and cultural, not the stories of how one technology leads to another, or of isolated geniuses working their magic on the world.“ (Gitelman 2008: 7)

Sie wendet sich gegen Tendenzen, die dazu neigen, Medienentwicklung zu naturalisieren und zu essentialisieren und so den Eindruck zu vermitteln, als ob Medien „immutable objects with given, self-defining properties“ (Gitelman 2008: 8) seien, die von gesellschaftlich-historischen Entwicklungen unbeeindruckt blieben.

Zum Verständnis der kenianischen Internet- und Computergeschichte in ihrem spezifischen Kontext, erschien mir die Theorie der sozialen Konstruktion von Technologie (SCOT) besonders geeignet, da sie Technikgeschichte ähnlich wie Gitelman nicht als selbstverständlichen, sich linear vollziehenden Prozess versteht, sondern als Konstruktionsleistung unterschiedlicher sozialer Gruppen innerhalb einer Gesellschaft.

„In SCOT the developmental process of a technological artifact is described as an alternation of variation and selection. This results in a ‚multidirectional‘ model, in contrast with the linear models used explicitly in many innovation studies and implicitly in much history of technology.“ (Bijker/Pinch/Hughes 2012: 22)

Gesellschaften passen sich nicht in einem linearen und „rationalen“ Prozess den technologischen Artefakten an, vielmehr entstehen zwischen unterschiedlichen

34 Auch in der Medienwissenschaft gibt es Versuche, eine medienzentrierte Geschichtsschreibung in Frage zu stellen und eine interdisziplinäre Perspektive zu entwickeln. Régis Debray definiert die Aufgabe der von ihm entwickelten sogenannten Mediologie folgendermaßen: „Der Ansatz des mediologischen Geistes besteht nun darin, den Finger auf die Überschneidungen zwischen intellektuellem, materiellem und sozialem Leben zu legen und diese allzu gut geschmierten Scharniere zum Quietschen zu bringen.“ (Debray 2008: 73) Debray plädiert für einen Ansatz, der technikgeschichtliche, kulturwissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Aspekte verbindet und gängige disziplinäre Grenzen überschreitet.

sozialen Gruppen und Individuen Aneignungs-, Aushandlungs- und Konstruktionsprozesse, die wiederum auf die Weiterentwicklung der Technik zurückwirken und so als multidirektional verstanden werden müssen (vgl. ebd.). Technologische Artefakte haben somit keine essenziellen Eigenschaften, vielmehr können sie vielfältige, sich mit der Zeit verändernde Bedeutungen haben³⁵ (vgl. Bijker 2011: 22). Durch das Einbeziehen unterschiedlicher sozialer Gruppen kommen außerdem Kontextbedingungen für die biographischen und aktuellen Aneignungskonstruktionen der Nutzer*innen in den Blick.

Die SCOT ist eine Theorierichtung aus den 1970er Jahren, die nicht nur das Primat der Naturwissenschaften als „objektive“ Erklärung von Welt in Frage stellt, sondern auch eine isolierte, lineare Technikgeschichte dekonstruiert, bei der der Eindruck aufkommt, Technikentwicklungen entstünden ohne gesellschaftliche Rückkopplungen und existierten außerhalb von gesellschaftlichen Beziehungen. Die SCOT hingegen geht davon aus, dass Technik nicht innerhalb isolierter (natur)wissenschaftlicher Disziplinen entwickelt wird und dann soziale Effekte hat, sondern sozial konstruiert wird (vgl. Sorensen 2012: 123). Sie ermöglicht in historischer Perspektive einen konstruktivistischen Blick auf die Entwicklung und Nutzung von Technik. Gesellschaften passen sich nicht einfach der Technik an, sondern es finden Aushandlungs- bzw. Konstruktionsprozesse zwischen spezifischen sozialen Gruppen statt, die wiederum Einfluss auf die Weiterentwicklung der Technik haben. Durch diesen Blickwinkel auf die Techniknutzer*innen werden sie zu aktiven Mitgestalter*innen des Technikentwicklungsprozesses. Dabei werden sie nicht als Einzelpersonen, sondern als Repräsentant*innen relevanter sozialer Gruppen³⁶ betrachtet. Bei den Gruppen kann es sich um organisierte oder unorganisierte Gruppen handeln, deren Mitglieder mehr oder weniger die gleiche Meinung zu einem Artefakt teilen. Relevante soziale Gruppen können z. B. Politiker*innen, Händler*innen, Produzent*innen oder Journalist*innen sein, die die Technik selbst nutzen oder einen anderen Bezug zu ihr haben (vgl. Sorensen 2012: 132). Erhard Schüttpelz beschreibt das Verhältnis zwischen sozialen Gruppen und ihrem Verhältnis zur Technik folgendermaßen:

35 Auch Gitelman kritisiert einseitige Beschreibungen angeblich intrinsischer Entwicklungslogiken von Medien: „Media, it should be clear, are very particular sites for very particular, importantly social as well as historically and culturally specific experiences of meaning.“ (Gitelman 2008: 8) Medien seien schließlich „[...] the results of social and economic forces, so that any technological logic they possess is only apparently intrinsic.“ (Gitelman 2008: 10)

36 In Abhängigkeit davon, in welcher sozialen Gruppe eine Technik verwendet wird, erhält sie eine unterschiedliche soziale Bedeutung (vgl. Sorensen 2012: 132). Dabei können einzelne Individuen Mitglieder unterschiedlicher sozialer Gruppen sein.

„[...] diese sozialen Gruppen werden durch die wandlungsfähigen technischen Vorrichtungen mitgebildet – die Handlungsinitiativen, die sich aus der Bildung und für die Bildung von Nutzer-Gruppen, Erfindern und ihren Firmen, aus Apparaten und ihren Displays, und aus ästhetischen Assoziationen und Stimmungen ergeben, wirken wechselseitig aufeinander ein.“ (Schüttpelz 2013: 39)

Technologische Artefakte sind also nicht nur allgemein durch soziale Faktoren beeinflusst, sondern sie werden durch unterschiedliche relevante soziale Gruppen im Hinblick auf Bedeutung und Form konkret mitgestaltet. Autoren der SCOT schildern die Einflussnahme unterschiedlicher sozialer Gruppen auf Technikentwicklung am Beispiel der Entwicklung des Fahrrads. Nach Wiebe Bijker, Trevor Pinch und Thomas Hughes war das Sicherheitsbedürfnis von älteren Männern und Frauen entscheidend dafür, dass sich bestimmte Typen von Fahrrädern, wie z. B. das „safety bicycle“, in einem 19jährigen Entwicklungsprozess (1879-98) weiterentwickeln und sich so kommerziell durchsetzen konnten (vgl. Bijker/Pinch/Hughes 2012). Nach SCOT können soziale Gruppen ein technologisches Artefakt in seiner Bedeutung gänzlich verschieden interpretieren bzw. konstruieren. Diesen Sachverhalt bezeichnet die SCOT als *interpretive flexibility* (vgl. Oudshorn/Pinch 2008: 543), die allerdings mit der Zeit abnimmt und in eine Phase der Stabilisierung übergeht, in der sich eine dominante Bedeutung und Nutzung der technologischen Artefakte herausbildet (vgl. Bijker/Pinch/Hughes 2012: 33 ff.). Wann man die Herausbildung einer dominanten und stabilen Bedeutung als abgeschlossen verstehen darf, sei allerdings dahingestellt, da technologische Artefakte meist immer weiterentwickelt bzw. gesellschaftlich weiter konstruiert werden.

Problematisch ist allerdings, wenn SCOT den Eindruck erweckt, die relevanten sozialen Gruppen in einer Gesellschaft könnten theoretisch gleich viel Einfluss auf Technologieentwicklung nehmen. Diese Sicht lässt außer Acht, dass es in einer Gesellschaft unterschiedliche Machtkonstellationen gibt und soziale Gruppen unterschiedlich stark ihre Bedürfnisse artikulieren und durchsetzen können. So haben beispielsweise in Kenia verschiedene Regierungen entscheidende und gleichzeitig unterschiedliche Rollen bei der Verbreitung der Computer- und Internettechnologie gespielt.

Grundlage der SCOT sind Gesellschaften, in denen Technologien entwickelt, gleichzeitig ausgehandelt und konstruiert werden. Diese Voraussetzung ist nicht in allen Gesellschaften gegeben. Für Gesellschaften, in denen die Technik – zumindest anfänglich – nicht selbst entwickelt, sondern überwiegend adaptiert wird, muss die Theorie der SCOT modifiziert werden. In diesem Fall wird keine Geschichte der Konstruktion eines technologischen Artefakts erzählt, sondern die der sozialen, gesellschaftlichen und politischen Konstruktion einer vorhandenen

Technologie, die jedoch ebenfalls durch die Konstruktionen unterschiedlicher relevanter sozialer Gruppen bestimmt ist. Für die kenianische Gesellschaft ergibt sich somit die Frage, auf welche Weisen relevante soziale Gruppen die Technologie im Laufe der Zeit konstruiert und welche gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse und Entscheidungen zwischen ihnen schließlich zur rasanten Ausbreitung des Internets in Kenia geführt haben.

Obwohl Medienaneignung immer auch in einem historischen und politischen Kontext betrachtet werden sollte, gibt es für Kenia bisher kaum Literatur zum Thema Internet- und Computergeschichte. Mit dieser Arbeit soll diese Lücke geschlossen werden, indem die aktuellen und biographischen Internetaneignungskonstruktionen der Nutzer*innen auch in einem historisch-politischen Kontext verortet werden.

2.3 ZUSAMMENFASSENDE BEMERKUNGEN

Medienaneignungsprozesse finden in den Köpfen der Menschen statt und können nicht ohne weiteres beobachtet und verstanden werden. In vielen Untersuchungen in westlichen Ländern wird oft nicht die Notwendigkeit gesehen, die Kontextbedingungen der Nutzer*innen in den Blick zu nehmen, vielmehr werden sie stillschweigend vorausgesetzt. Der Fokus auf das bloße Nutzer*innen-Medien-Verhältnis reicht jedoch für eine Untersuchung von Medienaneignungsprozessen m. A. n. nicht aus. Diese Arbeit wirft daher einen möglichst breiten Blick auf das Phänomen der Computer- und Internetaneignung in Nairobi. Der interdisziplinär ausgerichtete Ansatz der Mediennutzungsforschung bezieht Aspekte wie die Internet- und Computergeschichte und eine Raumperspektive der Medienaneignung mit ein, um die Aneignungskonstruktionen der Nutzer*innen in ihrer biographischen, aktuellen und kontextbedingten Dimension verstehen zu können. Es geht darum, einen aktors- und kontextbezogenen Ansatz für die Aneignungssituation der Internetnutzer*innen in Nairobi zu entwickeln, der konzeptionell neue Wege der Nutzungsforschung von digitalen Medien geht.